

Deutscher Reporterpreis 2012

Kategorie

**„Beste Lokal-
Reportage“**

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

1)	Coesfeld, Franziska/ter Haseborg, Volker, Chantal – ein viel zu kurzes Leben	S.	5
2)	Drutschmann, Dominik, Dieter Lustig	S.	17
3)	Eisenreich, Ruth, Der lange Dienst des Doktor Jung	S.	23
4)	Fuchs, Thorsten, Liebichs letzter Tag	S.	31
5)	Fuchs, Thorsten, Mein eigenes Leben	S.	37
6)	Hauser, Claudia, Das Gefängnis der Anna S.	S.	45
7)	Keseling, Uta, Was ein Mensch braucht, um Mensch zu sein	S.	51
8)	Nolte, Barbara, Test oder Leben	S.	61
9)	Reich, Anja, Der goldene Stein	S.	67
10)	Reinhard, Ulla, Die Geschichte von Leonie und ihren Großeltern	S.	77

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Chantal - ein viel zu kurzes Leben

Sie wollte Tierärztin werden, ging gerne schwimmen und tanzte zu Musik von Tokio Hotel. Und plötzlich stirbt die Elfjährige. Ihr Methadon-Tod ist zum Politikum geworden. Dies ist die Geschichte von Chantals kurzem Leben

Franziska Coesfeld / Volker ter Haseborg, Hamburger Abendblatt, 10.02.2012

Es ist ihr erstes Interview, und deshalb ist das Mädchen ein bisschen aufgeregt. "Ich habe schon drei grüne Karten bekommen", berichtet sie. Ihre Stimme ist hell, voller Leben. Grüne Karten, die bekommen die Kinder in der Wilhelmsburger "Insel Arche", wenn sie einem anderen Kind geholfen haben. Und für drei grüne Karten gibt es ein Geschenk. Ob es ihr denn nur auf das Geschenk ankomme - oder auch auf das gute Verhalten? "Beides", sagt das Kind.

"Ich geh freiwillig hierhin", sagt es und berichtet von den Ausflügen, die die christliche Kindereinrichtung in den Ferien organisiert. "Oder wir feiern. Zum Beispiel morgen ist eine Kinderparty. Und da geh ich auch hin." Das Mädchen kichert. Der Reporter, der einen Artikel für eine christliche Zeitung schreiben soll, fragt nach ihrem Alter: Elf Jahre alt sei sie, und sie gehe in die fünfte Klasse. Der Reporter fragt nach ihrem Namen: Chantal.

Drei Tage später, am Montag, 16. Januar 2012 um 18.52 Uhr, wurde dieselbe Chantal für tot erklärt. Bis vor Kurzem wusste der Journalist gar nicht, wen er da auf seinem Tonband hatte.

Ganz Deutschland kennt jetzt Chantal aus Hamburg-Wilhelmsburg. Die Staatsanwaltschaft ermittelt gegen ihre Pflegeeltern wegen des Verdachts der fahrlässigen Tötung. Die Chefin des zuständigen Jugendamts wurde suspendiert, der verantwortliche Bezirksamtschef Markus Schreiber steht vor dem Rücktritt. Der Erste Bürgermeister Olaf Scholz (SPD) hat sich eingeschaltet, die Bürgerschaft streitet über das Thema Jugendhilfe.

Der Name Chantal ist zu einem Schlagwort geworden - wie Jessica oder Lara-Mia. Chantal ist ein Synonym für sinnloses Sterben. Was für ein Mensch sie war, was sie mochte, welche Träume sie für ihr Leben hatte, spielt in dieser Debatte keine Rolle. Deshalb ist dies eine Geschichte über Chantals Leben.

Der 7. April 2000 war ein Freitag. Das Wetter war freundlich in Hamburg, Temperaturen um zehn Grad, erst später zogen von Nordosten her dichtere Wolken heran. Der Bundeskanzler hieß damals Gerhard Schröder, der HSV siegte 1:0 gegen Hansa Rostock. Und in der Mariahilf-Klinik in Harburg wurde Chantal Christin D. geboren. Ihre Mutter wollte, dass sie Chantal heißt, ihr Vater war für Christin.

Chantals leiblicher Vater Michael M. lebt heute mit seiner Freundin Alexandra B. in einer Dachgeschosswohnung in Wilhelmsburg. Die Zimmer sind aufgeräumt, auf dem Küchentisch steht eine Schale mit Obst, am Kühlschrank hängt ein Dinosaurier aus Papier, den Chantal gebastelt hat. Aus dem Nebenzimmer tönt ein helles Kinderlachen. Es stammt von Zoey, der zweijährigen Halbschwester von Chantal. Michael M. führt heute ein geordneteres Leben als damals, als er noch mit Chantals Mutter zusammen war.

Der 41-jährige Mann mit den braunen Haaren ist blass, sein Blick ist leer. Es fällt auf: Chantal hat seine braunen Augen gehabt. Über den Tod seiner Tochter möchte oder kann er nicht sprechen. Und so ist es seine Lebensgefährtin Alexandra B., die über Chantal spricht.

"Sie war ein tolles Kind. Ein Papa-Kind", sagt die 37-jährige Frau. Kurz huscht ein Lächeln über ihr Gesicht, dann senkt sie den Blick zum Boden.

Chantals Eltern waren drogensüchtig. Die Beziehung ging noch vor der Geburt in die Brüche. Während Michael M. seine Alex kennenlernte und sich offenbar fing, ging es Chantals Mutter immer schlechter. Sie trank.

Dass nicht nur Chantal, sondern auch ihre zehn Jahre ältere Halbschwester Sarah - sie stammt aus einer früheren Beziehung der Mutter - bei ihr lebten, war häufig zu viel für sie. Chantal besuchte zwei Kindergärten, in Kirchdorf und in Harburg. Viele nahmen sie als ein fröhliches und lebenslustiges Kind wahr - obwohl die Alkoholprobleme ihrer Mutter im Laufe der Jahre immer mehr zunahmen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Über all die Jahre hatten wir trotzdem immer engen Kontakt zu Chantal", sagt Alexandra B., die von Chantal immer nur Alex genannt wurde. "Chantal war wie eine eigene Tochter für mich." Als sie noch ein Baby war, wechselte Alexandra die Windeln, wiegte sie im Arm, tröstete sie, wenn sie weinte. "Sie war immer ein sehr liebes und pflegeleichtes Mädchen", erinnert sie sich. Wütend oder bockig - nein, das sei sie eigentlich nie gewesen.

Schon als kleines Kind habe Chantal Tiere geliebt. Nur mit den Namen haperte es anfangs noch. "Schnecken nannte sie Necken und Spinnen Pinnen", sagt Alexandra B. und schmunzelt.

Chantal war sechs, als sie auf die Elbinselschule am Koppelstieg kam. "Sie war sehr wissbegierig und fand dort schnell Freunde", erinnert sich Alexandra B..

Kurz nach der Einschulung versuchte Chantals alkoholranke Mutter einen stationären Entzug. Die erste Klasse musste Chantal wiederholen. Sie übernachtete in dieser Zeit bei ihrer vier Jahre älteren Freundin Alisha und deren Familie - Chantals späterer Pflegefamilie. Ihre Mutter und ihre zukünftige Pflegemutter kannten sich von der Arbeit bei der Wilhelmsburger Tafel. Die Therapie scheiterte, Chantals Mutter trank weiter, auch vor ihrer Tochter. Im Jahr 2010 sollte sie an ihrer Sucht sterben. Das Jugendamt befand 2008, dass die Alkoholikerin nicht mehr für Chantal sorgen könne. Ihr Vater hätte sie damals gerne zu sich geholt, aber die Mutter war dagegen.

Kurz bevor Chantal bei ihrer Mutter ausziehen musste, fuhr Alexandra B. mit dem Mädchen in den Urlaub. In den Harz. Es war kalt und es lag noch Schnee. Chantal sah zum ersten Mal die Berge. "Sie war sehr glücklich", sagt Alexandra B.

2008 vertraute die Behörde Wolfgang A. und Sylvia L. das Mädchen als Pflegekind an. Betreut wurde die Familie vom Jugendamt des Bezirksamtes Mitte. Der "Verbund sozialtherapeutischer Einrichtungen" (VSE) wurde mit der Begleitung und Beratung der Pflegefamilie beauftragt.

Chantals neues Zuhause war fortan die Fährstraße 15, erster Stock, Mitte. Ein Rotklinkerhaus, wie so viele in Hamburg, mit vielen Satellitenschüsseln auf den Balkonen. Ihre neuen Eltern waren Wolfgang A., heute 51, ein Gabelstaplerfahrer und seine 47-jährige Frau Sylvia L., die immer mal wieder verschiedene Jobs hatte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Familie lebte in einer Vierzimmerwohnung, 105 Quadratmeter, 590 Euro Kaltmiete. Zusammen mit den leiblichen Kindern Alisha und Mashello - und ihrer Pflegetochter Ashley, ihrem Enkelkind.

Chantal teilte sich mit der heute achtjährigen Ashley ein Zimmer, 20 Quadratmeter groß. Die Wände ihres Zimmers waren gelb gestrichen, gelb mit roten Farbwischern.

Heute sind die Zimmer nicht mehr bewohnt. An der Tür hängt noch ein Weihnachtsstern. Die Familie wohnt jetzt an einem Ort, den die Behörden geheim halten. Sie fürchten, es könnte zu Übergriffen kommen. Seit bekannt wurde, unter welchen Bedingungen Chantal in der Fährstraße 15 gelebt hat, ist die Wut im Viertel groß.

Chantal hatte nur wenig Spielzeug. Neben Kommoden stand im Kinderzimmer nur ein Bett, das sich die Mädchen teilen mussten.

Obwohl zwei Erwachsene und vier Kinder in der Wohnung lebten, hielten die Pflegeeltern drei Hunde: einen Stafford-Terrier, den das Paar nicht angemeldet hatte, einen Dobermann und einen Pinscher.

Dass auch ihre Pflegeeltern im Drogenmilieu steckten, dass sie beim Hausarzt in einem Methadon-Programm waren und sie zudem weiterhin Heroin konsumierten, wussten weder die Sozialpädagogen des VSE noch die Mitarbeiter des Jugendamts. Auch in den folgenden Jahren bemerkten sie nicht, dass das Paar drogenabhängig und im Methadon-Programm ist.

Über der Wohnung von Chantals Pflegefamilie lebt eine alleinerziehende Mutter mit zwei Kindern. Sie kommt aus Kurdistan, ihr Deutsch ist spärlich. Sie sagt, dass Sylvia L. mit den Kindern überfordert gewesen sei. Die Kinder hätten oft geweint, auch nachts. Einmal habe die Tür zu der Wohnung offen gestanden. Die Nachbarin sah Chantal, das Mädchen musste staubsaugen und die Wäsche machen. Die Frau berichtete dem Patenonkel ihrer Kinder von ihrer Beobachtung. Er ist Deutscher und wohnt ein paar Häuser weiter. Mehrmals in der Woche kommt er zu Besuch in die Fährstraße 15.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Chantal hat immer so traurig ausgesehen", sagt er. Seinen Namen will er nicht in der Zeitung lesen. Ein bis zweimal in der Woche habe er Chantal gesehen. Er erinnert sich an eine Begegnung im Treppenhaus. Chantal stand im Flur vor der Wohnung ihrer Pflegeeltern. Sie hatte ihre Schulsachen auf dem Fensterbrett ausgebreitet und machte Hausaufgaben. "Warum gehst du nicht rein?", fragte der Nachbar. "Ich habe keinen Schlüssel", sagte Chantal.

Und dann war da die Sache mit dem Wochenblatt. Chantal und ihre Schwester Ashley hätten die Zeitung austragen müssen. Mittwochmorgens wurden die Zeitungspacken angeliefert, die beiden Mädchen hätten die Zeitungen in die Postkästen der Häuser im Viertel stecken müssen. Zu jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter. "Auch abends um 20 Uhr, wenn es längst dunkel war."

Zweimal hat sich der Mann im vergangenen Jahr an das Jugendamt gewandt. "Ich war selbst drei Jahre in einer Pflegefamilie und habe dort die Hölle durchlebt. Ich hatte ein Gefühl dafür, dass es Chantal schlecht geht", sagt er. Er rief beim Jugendamt an. Er wollte anonym Meldung machen, weil er die Rache der Pflegeeltern fürchtete. "Anonym geht gar nichts", soll eine Mitarbeiterin am Telefon gesagt haben. Einige Wochen später rief er noch einmal an, dieses Mal nahm ein Mann beim Jugendamt den Hörer ab. "Wir können ja mal schauen", habe dieser angeblich gesagt. "Ich kam mir wie ein Bittsteller vor", sagt der Nachbar.

Dennoch sei das Jugendamt aktiv geworden. Einige Tage später habe er Chantals Pflegemutter getroffen. "Beim Jugendamt hat mich einer angeschissen", sagte Sylvia L. Die Sache sei jedoch gut für sie ausgegangen, teilte sie mit. Und habe hinzugefügt: "Bei uns ist ja alles in Ordnung." Mittlerweile ist bekannt, dass insgesamt fünf Hinweise beim Jugendamt eingegangen waren.

Der VSE beschrieb die Pflegefamilie in einem Brief an das Jugendamt einmal so: "Die Familie lebt in Wilhelmsburg in einer kindgerechten 4-Zimmer-Wohnung." Sylvia L. sei eine "sehr aktive, engagierte Frau", ihr Mann strahle "sehr viel Ruhe aus". Der Mitarbeiter schrieb: "Ich nehme die Pflegeeltern als sehr verantwortungsbewusst und reflektiert wahr, die alles in ihrer Macht stehende tun, um ihre Pflegekinder zu fördern und zu unterstützen."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Michael M. und Alexandra B. lebten bis vor wenigen Monaten ebenfalls an der Fährstraße, nur ein paar Häuser weiter als Chantals Pflegefamilie. Das Mädchen besuchte das Paar häufig - manchmal auch heimlich, ohne den Pflegeeltern davon zu erzählen. "Seit sie bei denen lebte, wirkte sie oft nachdenklich", sagt Alexandra B. "Sie hat nicht mehr so oft gelacht." Aber beklagt habe sie sich nie. Und unternehmungslustig war Chantal nach wie vor. Sie genoss es, mit der Familie ihres leiblichen Vaters auf dem Dom Karussell zu fahren, durch Pflanzen und Blumen zu spazieren, Schlittschuhlaufen zu gehen oder über den Hafengeburtstag zu bummeln. "Es war ihr egal, was man mit ihr unternommen hat", sagt Alexandra B. Wichtig war ihr nur, gemeinsam mit der Familie unterwegs zu sein.

Nach der vierten Klasse kam Chantal im vergangenen Sommer auf die Nelson-Mandela-Schule in der Neuenfelder Straße. Wie viele andere Klassenkameradinnen schwärmte sie für den kanadischen Pop-Sänger Justin Bieber. Von ihrem Taschengeld kaufte sie sich ein Radiergummi, auf dem der Teenieschwarm abgebildet war. Auch von der US-amerikanischen Sängerin und Schauspielerin Miley Cyrus war sie ein großer Fan. Und wie die meisten Mädchen in ihrem Alter liebte sie die Farbe rosa und Tiere. "Sie mochte alle Tiere", sagt Alexandra B. Später wollte Chantal einen Beruf erlernen, der etwas mit Tieren zu tun hat. Falls ihre Noten gut genug gewesen wären, hätte sie gerne als Tierärztin gearbeitet - das war ihr Traum. Vielleicht wäre das sogar ein Anreiz gewesen, sich in der Schule anzustrengen. Auf ihrem letzten Zeugnis vom Sommer 2011 stand bei fast allen Fächern die Note befriedigend. In Rechtschreibung bekam sie ein Fünf. "Sie kann sich schlecht konzentrieren", schrieben ihr die Lehrer in die Beurteilung und merkten an, dass Chantal "sprunghafte Freundschaften" habe.

Eine Außenseiterin war das Mädchen mit den großen braunen Augen jedoch nicht. In der Hip-Hop-Gruppe etwa fühlte sie sich wohl. Sie tanzte mit anderen Schülern, 2011 traten sie bei einem Sommerfest auf. Einer der Momente, in denen sie einfach nur ein glückliches Kind war. Wie auch an dem Nachmittag im vergangenen Jahr, an dem sie ihrem Vater Pfannkuchen backte. "Sie wollte unbedingt zeigen, dass sie es alleine hinbekommt", sagt Alexandra B. Sehr stolz sei ihr Lebensgefährte auf seine Tochter gewesen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Auch mit ihren Geschwistern in der Pflegefamilie verstand sich Chantal offenbar sehr gut. Im Herbst 2011 lud Chantals Vormünderin das Mädchen zu einem Ausflug ins Panoptikum auf St. Pauli ein. Doch die Elfjährige wollte nur mit, wenn ihre drei "Geschwister" sie begleiten dürfen. Die Vormünderin willigte ein, der Pflegevater brachte die Kinder zur Reeperbahn. Begeistert stromerten die vier durch das Wachsfigurenkabinett, freuten sich, wenn sie Prominente erkannten. Es war ein guter Tag.

Mit ihrem Vater und dessen Familie backte sie in der Adventszeit Plätzchen. "Chantal wünschte sich Mandeln, bunte Streusel und Schokolade als Belag", sagt Alexandra B. und blickt auf den Küchentisch, an dem Chantal noch vor wenigen Wochen Plätzchenteig ausgerollt hat. Sie hätten viel zusammen herumgealbert, sagt sie.

Noch am Donnerstag, vier Tage vor ihrem Tod, war sie da. Wie immer stellte sie ihre Schultasche und ihre Schuhe im Flur neben der Tür zur Küche ab, hängte ihre Jacke auf und ging als erstes an den Kühlschrank. "So hat sie es immer gemacht", sagt Alexandra B. Zum Mittag gab es ihr Lieblingsessen: Koteletts mit Gemüse und Kartoffeln. "Ich habe sie gefragt, was sie sich für den nächsten Dienstag zum Mittagessen wünscht." Es sollte Nudeln mit Schinken und Sahneseiße geben.

Vom Haus, in dem Chantal mit ihrer Pflegefamilie lebte, sind es zu Fuß nicht mehr als fünf Minuten in die Weimarer Straße 10. Im vorderen Teil des Gebäudes befindet sich die evangelisch-methodistische Gemeinde. Im Hintergebäude sind die Räume der "Insel Arche". Die Einrichtung wurde 2009 von der Gemeinde gegründet, weil es so viele vernachlässigte Kinder in Wilhelmsburg gibt. Jedes Kind im Alter von sechs bis zwölf kann kommen, immer mittwochs bis freitags von 15 bis 18 Uhr. Um die 15 Kinder kommen meistens. Eins von ihnen war bis vor wenigen Wochen Chantal.

Im Raum stehen viele kleine Stühle, auf denen die Kinder Platz nehmen. Von 15 bis 16 Uhr machen sie Hausaufgaben und werden dabei unterstützt. "Ihre Hausaufgaben hat sie regelmäßig gemacht. Das war ihr wichtig", sagt Friederike Walter, sie leitet die "Insel Arche". Sie hat noch das Aufgabenheft von Chantal.

Englische Vokabeln: Chantals Handschrift war leicht schief. "Chiken" steht da in dem Heft, Walter will es jetzt dem leiblichen Vater geben.

Nach den Hausaufgaben hat Chantal mit den anderen Kindern gespielt. Getanzt haben sie, zur Musik von Tokio Hotel, bis ein Kind die Musik abrupt ausmachte. Dann mussten alle wie angewurzelt stehen bleiben, sie durften keine Regung zeigen. Chantal war gut in diesem Spiel, sagt Walter. "Sie war zurückhaltend, nicht draufgängerisch. Wenn sie Vertrauen gefasst hatte, war sie sehr fröhlich und lustig."

Vor allem auf Ausflügen der "Insel Arche" war Chantal gerne dabei. Im vergangenen Jahr ging es in den Wildpark Schwarze Berge und auf einen Apfelhof im Alten Land. "Das hat ihr Spaß gemacht", sagt Walter. Chantal ging gerne schwimmen, sie liebte den Wald. Und sie aß gerne.

Der Tag in der "Insel Arche" endet immer mit einer warmen Mahlzeit: Es gibt Tortellini-Auflauf, Nudeln mit Tomatensauce, auch mal Pommes, ab und zu Fisch.

Die "Insel Arche" hat ein paar feste Regeln, sie stehen auf Zetteln an der Wand: "Wir reden in normaler Lautstärke" steht da, oder "Wir fangen gemeinsam mit einem Lied oder Gebet an". Und: "Gemeinsam sind wir stark". Wer gegen die Regeln verstößt, bekommt eine gelbe oder rote Karte. Wer anderen hilft, bekommt eine grüne Karte. Es sind jene grüne Karten, auf die Chantal in ihrem ersten und letzten Interview so stolz hingewiesen hat. Auf einem grünen Blatt an der Wand werden die grünen Karten der Kinder aus der "Insel Arche" dokumentiert. Chantals Name steht immer noch da. "Sie hat anderen Kindern bei den Hausaufgaben geholfen. Wenn es Streit gab, hat sie geschlichtet", sagt Walter.

Am 21. Dezember haben sie hier eine Weihnachtsfeier gemacht. Mit Playmobil hatten die Kinder die Weihnachtsgeschichte nachgebaut, dann gab es Geschenke. Chantal, sagt Friederike Walter, hat sich sehr über ihr Paket gefreut. Sie bekam Buntstifte, ein Spiel, ein Kuscheltier und einen Schoko-Weihnachtsmann.

Friederike Walter hat immer und immer wieder überlegt, ob ihr an Chantal etwas aufgefallen ist. Sicher, da war die Sache mit den gefährlich aussehenden Hunden. Aber Walter mag keine Hunde - sie sah sich deshalb als befangen. Dass Chantal das Wochenblatt austrug, wusste Walter auch - aber sie hatte das Mädchen nur in

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Begleitung ihrer Pflegemutter beim Austragen gesehen. Weder ihr Verhalten, noch ihre Kleidung seien auffällig, auch dreckig sei Chantal nie gewesen. "Ich hatte keinen Anlass zu vermuten, dass es Chantal schlecht ging", sagt sie. Außerdem hätten Chantal und die Kinder aus ihrer Pflegefamilie zusammengehalten wie echte Geschwister.

Dass man ihren Pflegeeltern ansah, dass sie schon ein schweres Leben hinter sich haben, fiel Frau Walter zwar auf. Aber zu ihr seien die Pflegeeltern immer nett gewesen - und hätten dazu auch die Beiträge für die Ausflüge zuverlässig bezahlt. Normalerweise besucht Friederike Walter alle Eltern ihrer Arche-Kinder. Bei Chantal war sie noch nicht dazu gekommen. "Es tut mir heute so leid, dass ich es nicht geschafft habe", sagt sie heute. Aber Walter wusste, dass die Familie vom Jugendamt betreut wird. "Ich habe gedacht: Das Jugendamt ist ja an denen dran." Chantal habe nie von ihrer Familie und von zu Hause erzählt, sagt Friederike Walter. "Aber Kinder beschützen manchmal auch den Raum, in dem sie leben."

Die Nachbarn in der Fährstraße 15 wurden am Montag, 16. Januar, durch Sirenen und Blaulicht darauf aufmerksam, dass in ihrem Haus etwas Schreckliches passiert war. Der Nachbar, der zuvor beim Jugendamt interveniert hatte, sah, wie der kleine Körper des Mädchens aus der Wohnung im ersten Stock herausgetragen wurde. Er sah, wie die Rettungskräfte versuchten, Chantal wieder zu beleben. "Eine Polizistin hatte Tränen in den Augen. Da wusste ich: Chantal schafft es nicht", sagt der Nachbar.

Chantals Pflegemutter hatte das Mädchen leblos auf ihrem Bett gefunden. Chantal hatte schon am Vorabend über Übelkeit geklagt. Chantal war an einer Methadon-Vergiftung gestorben.

Wie das Mädchen an den Heroin-Ersatzstoff gekommen ist, das ist Gegenstand der Ermittlungen.

Die Polizeibeamten entdeckten später 32 Methadon-Tabletten, die den Pflegeeltern gehörten.

Ihr Vater erfuhr erst einen Tag später vom Tod seiner Tochter. Das Jugendamt informierte ihn, schockiert rief er seine Freundin Alexandra auf der Arbeit an. "Ich habe es erst nicht glauben wollen", sagt Alexandra B. Erst als sie nach Hause kam und

ihr Blick auf den Platz im Flur fiel, an dem Chantal immer ihre Sachen abgelegt hatte, wusste sie: Chantal wird nie wieder kommen.

Am Mittwoch nach Chantals Tod, als die "Insel Arche" zum ersten Mal wieder öffnete, kamen Kinder zu Friederike Walter. "Chantal ist gestorben", sagten sie. Sie hatten es in der Schule erfahren. Die Mitarbeiter der "Insel Arche" begriffen es erst, als sie sahen, wie verstört die Kinder waren. Sie haben einen Stuhlkreis gebildet, ruhige Musik gehört und an Chantal gedacht. "Wo ist sie denn jetzt?", fragten die Kinder. "Gott passt jetzt auf Chantal auf", sagte Friederike Walter.

Am nächsten Tag ging Walter zur Pflegefamilie. Sylvia L. und Wolfgang A. seien völlig verstört gewesen, sie hätten geweint. Walter schlug vor, dass sie und der Gründer der "Insel Arche", Pastor Steffen Aurich, sich um die Beisetzung und die Trauerfeier kümmern könnten. Die Pflegeeltern willigten ein.

Heute vor einer Woche haben sich Mitschüler und Kinder aus der "Insel Arche" in der Wilhelmsburger Emmauskirche mit einer Trauerfeier von Chantal verabschiedet. Die Kinder sollten einen Raum haben für ihre Trauer. Jedes Kind hielt eine Kerze in der Hand. Wer wollte, ging nach vorne, wo ein Porträtbild von Chantal stand. Sie sagten etwas Nettes. Ein Kind sagte: "Wir vermissen dich sehr." Ein anderes: "Auf dem Apfelhof war es so schön." Nach der Trauerfeier fand ein Schweigemarsch durch Wilhelmsburg statt. Es kamen 450 Menschen. Friederike Walter sagt, dass es vielen Kindern danach besser ging.

Chantals Grab befindet sich auf dem Friedhof der Kreuzkirche in Kirchdorf.

Michael M. hat seiner Tochter ein großes Herz ans Grab gelegt. Ein Herz aus roten, Rosen. Weil Chantal Blumen so gerne gemocht hat. Auf der Trauerschleife steht: "Du bleibst immer in unseren Herzen und Gedanken."

Zu Weihnachten haben er und seine Freundin Alexandra B. Chantal eine Halskette mit einem Kreuz geschenkt. Auch Michael M. und seine Tochter Zoey tragen solch eine silberne Kette. Die Kette für Chantal sollte ein Zeichen sein, dass sie zur Familie gehört.

Dem Vater war es wichtig, sein Kind mit der Halskette zu beerdigen. Es war sein Herzenswunsch.

Chantal hat die Kette nicht um den Hals getragen, als sie starb. Die Polizei konnte dem Vater den Anhänger nicht geben.

Und so wurde Chantal am 7. Februar ohne Kreuz begraben.

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Dieter Lustig

Vor 20 Jahren gewann Dieter Baumann Gold bei Olympia, über 5000 Meter. Heute fährt er mit dem Kleinbus durchs Schwäbische und macht Witze, die man nur dort versteht

Dominik Drutschmann, Tagesspiegel, 09.07.2012

Dieter Baumann wartet. Niemand ist gekommen, um ihn in Empfang zu nehmen. Der Pausenhof der Friedrich-List-Realschule in Abtsgmünd, einem 7000-Einwohner-Ort auf der schwäbischen Alb, ist komplett verwaist. Nach ein paar Minuten wird Baumann unruhig. Er geht in die Schwimmhalle neben der Schule – auch dort ist niemand zu sehen. „Hallo?“, fragt er in die Stille. Und noch einmal lauter: „Hallo.“ Eine Frau mit nassen Haaren und Kind an der Hand tritt aus der Umkleidekabine. „Ist hier jemand?“, fragt Baumann. „Nein“, sagt die Frau.

Am Abend wird Dieter Baumann in der Schulaula Theater spielen. „Brot und Spiele“ heißt das Stück, es basiert auf dem gleichnamigen Roman von Siegfried Lenz. Die Geschichte handelt – wie sollte es anders sein – von einem Läufer. Bert Buchner tritt zu seinem letzten Rennen an. Erzählt wird die Geschichte aus der Perspektive seines Wegbegleiters, eines Journalisten. Es geht um Freundschaft, Erfolg, Versagen. Baumann hat die Adaption selbst geschrieben. Er wird allein auf der Bühne stehen, zwei Stunden lang. Dabei schlüpft er in fünf verschiedene Rollen. „Das Buch“, sagt er, „hatte ich immer in meiner Sporttasche, im Trainingslager und bei Olympia.“ Er wollte etwas daraus machen. Zuerst einen Film, aber das scheiterte an der Finanzierung. Nun also Theater.

Doch eigentlich ist Dieter Baumann hier, weil er Dieter Baumann ist, der Olympiasieger. In Abtsgmünd findet an diesem Wochenende der „Sportacus“ statt, ein Event mit Radfahren, Laufen, Inline-Skating. Baumann ist als Stargast eingeladen, er wird für einen guten Zweck laufen, ganz ohne Gage. Er hat unter einer Bedingung

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

zugesagt: dass er sein Theaterstück aufführen darf. Baumann weiß, dass er gebucht wird, weil er Baumann, der Läufer, ist. Auch wenn sein Karriereende mittlerweile neun Jahre her ist. „Die Leute wollen den Baumann sehen, wollen sehen, was der sich zumutet“, sagt er.

Am Mittag war Baumann in Tübingen gestartet. Das gesamte Bühnenbild – ein Wohnzimmer im Stil der 50er Jahre – verstaute er in seinem VW-Transporter: eine Garderobe mit kleinem Schrank, ein Sessel, ein alter Fernsehschrank, zwei Stühle, ein Hocker und eine Kiste mit Requisiten. Die Wegbeschreibung hatte er sich bei Google-Maps ausgedruckt, drei Seiten. Ein Navigationsgerät besitzt er nicht, den Ausdruck brauchte er eigentlich auch nicht. Dieter Baumann kennt sich hier aus. An Stuttgart vorbei, über Schwäbisch Gmünd nach Möggingen und Heuchlingen bis Abtsgmünd. Baumann spielt ausschließlich zu Hause. Er stammt aus Blaubeuren auf der anderen Seite der Alb. Seit 15 Jahren lebt er in Tübingen. Er hat seine schwäbische Heimat nie verlassen. Nicht, als er seine großen Erfolge feierte, und auch nicht, als die Doping-Geschichte mit der Zahnpasta alles zu zerstören drohte.

Es ist das dunkelste Kapitel einer ansonsten strahlenden Karriere. Im Oktober 1999 wurde Dieter Baumann bei einer Trainingskontrolle Urin abgenommen: 23,2 Nanogramm Norandrosteron wurden festgestellt, zwei Nanogramm sind erlaubt. Baumann versuchte alles, um seine Unschuld zu beweisen: er machte einen Lügendetektor-Test, eine Schamhaaranalyse, berief umgehend eine Pressekonferenz ein, beteuerte immer wieder seine Unschuld. Jemand hätte ihm die verbotene Substanz in die Zahnpasta gemischt, sagte Baumann schließlich. Er hatte sich im Laufe seiner Karriere nicht nur Freunde gemacht, hatte sich gegen die Zusammenlegung der Ost- und Westverbände nach der Wiedervereinigung gewehrt. Hatte sich so bedingungslos gegen Doping eingesetzt wie kein anderer Athlet. Indizien, die auch viele Dopingexperten dazu bewogen, Baumann zu glauben. Beweisen konnte er seine Unschuld letztlich nie. Und so wurde aus Baumann, dem Olympiasieger, Dieter, der „Zahnpasta-Mann“. Erscheint heute eine Auflistung der dümmsten Doping-Ausreden, Dieter Baumann ist mit Sicherheit dabei. In seinem Kabarett-Programm hat er einen Zahnpasta-Sketch eingebaut, „weil es die Leute erwarten“, für den privaten Baumann ist das Thema humorfrei. „Es ging darum, mit Sachargumenten zu zeigen, was damals

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

passiert ist“, sagt Baumann, „und ich glaube, dass mir das sehr gut gelungen ist.“ Ende der Durchsage.

Vor der Schule wartet Baumann noch immer. Er probiert wieder alle Türen aus, verschlossen. Baumann stemmt die Hände in die Hüften, schaut den grauen Schulbau vorwurfsvoll an. Er trägt Bluejeans und ein kariertes Hemd. Mit der randlosen Brille und dem dunklen Schopf, aus dem nur vereinzelt graue Haare herausgucken, könnte er als Junglehrer durchgehen – trotz seiner 47 Jahre. Baumann ist dem Alterungsprozess einfach davongelaufen. Vielleicht fällt ihm das Warten deshalb so schwer. Nach einer halben Stunde hält ein Auto vor der Schule. Der Hausmeister. Endlich. Er schließt die Tür auf, und sie gehen in die Aula.

Gut 100 Stühle stehen vor der kleinen Bühne. Der Hausmeister – Brille, Schnurrbart, schlechte Laune – deutet auf einen Raum neben der Bühne. Baumann schaut hinein: da stehen ein Flügel, ein Schlagzeug, Gitarren. Die Fenster haben keine Gardinen. „Scheiße“ sagt Baumann, „hier kann ich mich nicht umziehen.“ Er muss lachen. Der Chemiesaal ginge auch noch, bellt der Hausmeister. „Gern“, sagt Baumann und verdreht die Augen.

Zwischen Bunsenbrenner und Periodensystem sitzt Dieter Baumann in der letzten Reihe auf einem Holzstuhl und liest in Siegfried Lenz' Roman, als sein Tontechniker Gunnar Hälsig den Kopf zur Tür hereinsteckt. „Mensch Gunnar.“ „Mensch Dieter.“ Hälsig, Ende 20, 1,95 groß, trägt die Haare zu einem Zopf gebunden, die Seiten wegrasiert. Auf seinem linken Unterarm prangt ein Tattoo. Daneben Baumann, einen guten Kopf kleiner, schmale Schultern, schmale Hüften.

Sie kennen sich vom Theaterhaus in Stuttgart. Hälsig hat schon Baumanns erstes Programm betreut, ein Kabarettstück mit dem Titel „Körner – Kenia – Currywurst“, bei dem Baumann lustige Geschichten über das Laufen, über Läufer und sich selbst erzählt. Hälsig arbeitet fest beim Theaterhaus, er kennt die Divenhaftigkeit einiger Schauspieler. Baumann schätzt er, weil der unkompliziert ist. „Nervös hab ich den noch nie gesehen.“

Ein Problem gibt es aber doch: Der Saal ist zu hell, der Hausmeister blafft: „Dunkler geht nicht.“ Baumann wirkt jetzt angespannt. „Dann seh ich mein

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Publikum“, sagt er, „muss mir das Elend anschauen.“ „Tja“, erwidert der Hausmeister. Hälsig checkt die Boxen, Baumann verrückt immer wieder das Bühnenbild, den Fernsehschrank zehn Zentimeter zur rechten Seite, den Sessel fünf nach vorne. Dabei übt er seine Begrüßung: „Sehr verehrte Damen und Herren, herzlich willkommen zu ‚Brot und Spiele‘.“ Baumann nennt das „Warmsabbeln“ oder „Einbabbeln“. Es ist ihm wichtig, früh am Auftrittsort zu sein. Auch als Läufer war er immer einer der Ersten im Stadion. „Ich muss ein Gefühl für die Bühne bekommen.“

Um 20 Uhr sind die meisten Stühle besetzt. Baumann hatte im Vorfeld Sorge, dass niemand kommen könnte. Schließlich sei die Konkurrenz groß: In Schwäbisch Gmünd ist Stauferfest, in Bopfingen das jährliche Volksfest. Baumann hat sich noch einmal in seine Chemiesaal-Garderobe zurückgezogen. Ehemalige Profisportler schleppen meist schon im ersten Jahr nach der Karriere einen stattlichen Wohlstandsbauch mit sich herum, Dieter Baumann ist beängstigend dünn. Als er in sein Bühnenoutfit schlüpft – weite Bundfaltenhose, Rollkragenpullover –, erinnert er an Steve Jobs.

Zu Beginn die Frage: „Wer hat das Buch gelesen?“ Drei Arme gehen in die Höhe. „Wahnsinnsquote“, ruft Baumann, „das kennt eigentlich kein Mensch, um nicht zu sagen: keine Sau.“ Das Publikum lacht. Baumann stellt diese Frage jedes Mal. Anfang des Jahres feierte das Stück in Stuttgart Premiere. Im Theaterhaus war Baumann näher am Stoff, setzte den „lustigen Dieter“ seltener ein. Heute ist die Figur „Baumann“ auf der Bühne dominanter. „Mittlerweile sind Laufevents riesige Ereignisse“, sagt er, „da kommen selbst in Abtsgmünd 200 Leute.“ Wieder wieherndes Gelächter, eine ältere Frau schlägt ihrem Nachbarn auf den Schenkel.

Baumann schwäbelt immer mehr im Laufe des Stücks. Er bedient das, was die Leute sehen wollen. Ihren Dieter, den lustigen Läufer, den Schelm. So ist er überhaupt erst auf die Bühne gekommen. Seine Vorträge über das Laufen, die er nach seiner aktiven Karriere gehalten hatte, langweilten ihn und sein Publikum. Er baute Späße ein, meist über sich selbst. Die Zuschauerzahlen stiegen.

Nach zwei Stunden ist das Stück vorbei. Dieter Baumann macht noch die Runde im Foyer, gibt Autogramme, schüttelt Hände. Mit breitem Grinsen fragt er in den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Raum hinein: „Bei wem übernachtete ich?“ Manchmal schläft Dieter Baumann nach solchen Auftritten hinten in seinem Transporter. Luftmatratzen und einen Schlafsack hat er immer dabei. Heute beherbergen ihn Freunde des Veranstalters. Die Nacht wird kurz.

Viele Sportler suchen nach der aktiven Karriere ihren Platz im Leben. Schwierigkeiten haben vor allem diejenigen, die als Aktive ein Aushängeschild für ihren Sport waren. Lothar Matthäus ist so jemand, Boris Becker auch. Dieter Baumann ist es für den Laufsport. Er ist für die Menschen „der Dieter“, genauso wie Matthäus „der Lothar“ ist und Becker „der Boris“. Baumann hat dabei eines begriffen: „Ich werde in keinem Bereich mehr so gut sein wie im Sport – und diese Karriere ist vorbei.“

Baumann kennt den Humor der Schwaben. Seine Tourneen bringen ihn selten über die Grenzen seines Bundeslandes. In Berlin würde er nicht funktionieren, in Hamburg und Köln auch nicht, vielleicht nicht einmal in München.

Dabei ist Baumann kein schlechter Schauspieler, kleinere Texthänger überspielt er gekonnt. Wenn er in die Rolle des Sportkommentators wechselt, läuft der Film von Olympia 1992 vor dem geistigen Auge ab. Damals kommentierten Dieter Adler und Gerd Rubenbauer. Als Baumann kurz vor Schluss zum Sprint ansetzte und vier Läufer überholte, überschlugen sich ihre Stimmen: „Dieter, lauf!“ Auf der Bühne reißt Baumann die Augen auf. Auch das erinnert an den Moment von 1992, als er durchs Ziel rannte, die Augen weit aufgerissen, und vor Freude einen Purzelbaum schlug.

Das wird er in Abtsgmünd nicht machen, auch wenn sie ihn dafür feiern würden. Der zweite Tag beginnt um zehn Uhr morgens. Am Platz vor dem Kulturzentrum, unweit der Schule, machen sich die ersten Sportler warm. Es gibt einen Bierwagen, einen Wurststand, die örtliche Sparkasse hat ein Banner aufgehängt. Dieter Baumann geht über den Platz. Wo immer er stehen bleibt, bildet sich eine Traube von Menschen. Das Wetter ist mies, es regnet. Den Menschen in Abtsgmünd ist das egal. Wenn ihr Sonnengott Dieter auftaucht, gehen die Mundwinkel nach oben. Baumann ist bester Laune, auch wenn seine Schultern langsam wund sein müssten vom vielen Geklopfe.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Baumann ist zum lustigen Laufpapst der Freizeitsportler mutiert. Dabei hat er bis vor einem Jahr noch als Trainer gearbeitet, war ganz nah dran am Profisport. Arne Gabius, der zuletzt Silber bei der Europameisterschaft in Helsinki holte, gehörte zu seinen Schützlingen. Aber Dieter Baumann liegt die Rolle des Antreibers nicht, „ich hatte keine Lust, immer das schlechte Gewissen zu sein“.

Dabei ist Baumann das personifizierte schlechte Gewissen der Freizeitläufer. Gespräche mit ihm beginnen häufig mit Sätzen wie „Früher war ich echt gut in Form“ und enden mit „dann kam die Verletzung, der Job, das Leben“.

Dieter Baumann will eigentlich nur das Bad in der Menge genießen. „Vielleicht bin ich ja süchtig nach dem Applaus.“ Und süchtig nach dem Laufen. Er joggt noch immer jeden Tag. Für die 14 Kilometer braucht er heute 51 Minuten.

Nach dem Lauf ist Baumann ausgepumpt. Er ist gelaufen, hat seine Pflicht getan. Die Kür, das war sein Theaterstück gestern. Die Siegerehrung findet erst später statt. Dieter Baumann aber hat keine Lust mehr zu warten. Alle Hände sind geschüttelt, duschen kann er auch zu Hause. Baumann geht so leise, wie er gekommen ist. Er fährt nach Hause. Über Heuchlingen und Möggingen nach Tübingen.

Der lange Dienst des Doktor Jung

Wie lange kann ein Mensch arbeiten? Die Ärzte am AKH sind bis zu 49 Stunden im Einsatz. Sie retten Leben und brennen dabei aus. Eine Schicht mit einem Chirurgen

Ruth Eisenreich, Falter, 22.01.2012

Wie gekreuzigt liegt der alte Mann auf dem OP-Bett, mit seitlich weggestreckten Armen, von der Hüfte abwärts mit einem Tuch bedeckt. Sein Bauch ist aufgebläht, der Darmdurchbruch 24 Stunden her, seine Überlebenschance beträgt zehn Prozent. Eine Ärztin bestreicht den Bauch des Mannes mit orangem Desinfektionsmittel, dann setzt Christoph Jung den ersten Schnitt.

Es ist 22.20 Uhr. Christoph Jung ist seit mehr als 15 Stunden im Einsatz. Um sieben Uhr morgens hat er zu arbeiten begonnen, erst am nächsten Tag, um 16.15 Uhr, wird Jung nach Hause gehen. 33 Stunden wird sein Dienst dauern.

Christoph Jung ist Chirurg am Wiener Allgemeinen Krankenhaus (AKH), dem größten Spital der Stadt. Jeder Wiener kennt diese Gesundheitsfabrik am Gürtel. Doch nur wenige haben Einblick in die Bedingungen, unter denen die Ärzte hier arbeiten. Die meisten, die diesen Einblick bieten können, wollen nur anonym mit uns reden; sie fürchten um ihre Jobs. Auch Christoph Jung heißt in Wirklichkeit anders.

Was für einen normalen Büromenschen unvorstellbar ist, ist für Doktor Jung Routine. Wie die meisten AKH-Ärzte bleibt er ein- bis zweimal pro Woche zwischen zwei Tagschichten im Spital, einmal im Monat hat er Wochenenddienst. Der dauert 49 Stunden, von Samstag früh bis Montag früh. Dafür ist dann der restliche Montag frei.

Dass die Ärzte des AKH an der Belastungsgrenze arbeiten, ist in letzter Zeit verstärkt ins öffentliche Bewusstsein gedrungen: Im Herbst hatten die AKH-Ärzte mit massiven Protesten Einsparungen bei den Nachtdiensten verhindert. Vor wenigen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wochen gerieten die prekären Zustände des Spitals erneut in die Schlagzeilen: Eine Schwangere wurde trotz Blutungen nach Hause geschickt und verlor ihr Kind.

Heute weiß man, dass die Ärzte das Baby nicht retten hätten können. Dennoch wirft der Fall ein Schlaglicht auf ein Problem. Denn Thomas Szekeres, Betriebsratsvorsitzender der AKH-Ärzte, sagte damals, die Frau sei wohl auch aufgrund der Überlastung der Ärzte abgewiesen worden. Und so stellt sich, abseits der Schlagzeilen, eine ganz grundsätzliche Frage: Warum haben ausgerechnet Spitalsärzte - eine Berufsgruppe mit extrem hoher Verantwortung - so lange Arbeitszeiten? Was bedeutet es, 33 Stunden am Stück zu arbeiten? Und: Ist das eigentlich legal?

Das Krankenanstalten-Arbeitszeitgesetz erlaubt Zustände, die Gewerkschaften normalerweise wütend bekämpfen würden. Während die meisten Arbeitnehmer nur in Ausnahmefällen bis zu zwölf Stunden pro Tag und bis zu 60 pro Woche arbeiten dürfen, sind 60 Wochenstunden für AKH-Ärzte ganz normal. In einzelnen Wochen dürfen sie bis zu 72 Stunden arbeiten, und selbst diese Höchstgrenze hat 2010 laut eigener Aussage gut jeder zweite Wiener Spitalsarzt mindestens einmal gebrochen.

Immerhin: Es gibt ein Arbeitszeitgesetz - vor 15 Jahren war das noch nicht der Fall -, und Wolfgang Schütz, Chef der gut 1500 AKH-Ärzte, musste schon einmal für Verstöße 45.000 Euro Strafe zahlen. Seitdem hat sich die Situation gebessert, sagen die Ärzte. Davor waren 14 Nachtdienste im Monat keine Seltenheit, in einer Woche arbeiteten die Ärzte bis zu 120 Stunden - Forschung nicht mit eingerechnet.

Heute hält sich das AKH offiziell strikt an das Arbeitszeitgesetz, in den elektronischen Dienstplanmanager können Ärzte nicht mehr Dienste eintragen als erlaubt. Wann sie aber ihren Dienst beginnen und wann sie wieder nach Hause gehen, das kontrolliert das Programm nicht. Immer wieder habe es Vorschläge gegeben, auch dies zu erfassen, erzählt ein Arzt - von oben habe es dann geheißen, das sei "technisch nicht möglich".

Es ist sieben Uhr früh. Christoph Jungs Tag beginnt. In 30 Minuten startet seine Morgenbesprechung. Da berichtet der "Hauptdienst" seinen Kollegen von den Ereignissen der letzten Nacht, dann wird der kommende Tag besprochen. An den glänzenden blassrosa Wänden des Besprechungsraums hängen Ölporträts von

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

bedeutenden Ärzten. 30 Menschen in Weiß sitzen einander auf Plastiksesseln gegenüber, darunter fünf Frauen. Von "bidirektionaler Peristaltik" ist hier die Rede, von "Rezidivnarbenhernien", vom "intraabdominellen Compartmentsyndrom" und vom "präoperativen progressiven Pneumoperitoneum".

Das AKH ist eine Universitätsklinik. Seine Ärzte sind nicht direkt am Krankenhaus beschäftigt, sondern bei der Medizinuniversität Wien (MUW). Diese Doppelstruktur bringt Probleme. Für MUW-Rektor Wolfgang Schütz sind Forschung und Lehre die Hauptaufgabe der AKH-Ärzte.

Die meisten Ärzte sehen das anders. "Ich kann ja nicht weggehen und Forschung machen, wenn da ein blutender Patient liegt", sagt einer. Doch vor allem junge Ärzte bekommen oft nur dann Vertragsverlängerungen, wenn sie genug geforscht haben.

Die Forschung wird daher in der Freizeit erledigt, außerhalb der bis zu 72 Stunden dauernden offiziellen Arbeitszeit. "Jeder Junge, der was erreichen will, ist länger da", sagt die Oberärztin Monika Ferlitsch. Ein Assistenzarzt Ende 20 bestätigt das. Er komme inklusive Forschung in extremen Wochen auf 100 Stunden Arbeitszeit. "Aber wir machen das ja gern", sagt er, "da haben wir alle einen gewissen Vogel."

Der junge Arzt will nur anonym zitiert werden; sein Job ist prekär genug. Er hantelt sich von Mutterschutz- zu Forschungsstelle, 13 Dienstverträge hatte er in den letzten zwei Jahren. "Ich mache mir keine Sorgen, dass ich langzeitarbeitslos werde", sagt er, "aber es ist zermürbend, wenn man nie weiß, wie es in vier Wochen weitergeht."

Die Morgenbesprechung ist vorbei, Christoph Jungs erste Operation steht an. Rotes Bettenhaus, Ebene 9, OP-Gruppe V. Blassrosa Wände, oranger Boden, orange Türen, Neonlicht. Zweieinhalb Stunden dauert der Eingriff: Nach einer Leberoperation hat sich bei dem Patienten eine neun Zentimeter große Lücke in der Bauchdecke gebildet, Narbenbruch nennen Ärzte das. Mit einem Kollegen setzt Jung ein Kunststoffnetz ein. Während der nächste Patient vorbereitet wird, hat er Pause. Im Supermarkt in der Eingangshalle kauft er eine Orange und einen Joghurtdrink, das in Plastik abgepackte Weckerl nimmt er fast ohne hinzuschauen aus dem Korb. Bis spätabends wird es seine einzige Mahlzeit sein.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Christoph Jung mag seinen Job, wie die meisten seiner Kollegen. Sie schätzen die Abwechslung am AKH, die Herausforderung der komplexen Fälle. "Wir haben ja gewusst, worauf wir uns einlassen", sagen sie, wenn man sie auf ihre Arbeitszeiten anspricht. Und sie haben Strategien entwickelt, um damit umzugehen. Sie widmen den zweiten Tag eher der Wissenschaft als den Patienten; und wer am Ende ist, geht nach Hause. Das ist allerdings selten.

Es ist 16.33 Uhr. Die zweite Operation ist vorüber, Christoph Jung begutachtet CT-Bilder, bespricht sich mit Kollegen, stürzt zwei Gläser Wasser hinunter. "Viel Wasser trinken ist das Wichtigste", sagt er, "sonst wird man schnell müde."

Die Gallenblasenentzündung eines Patienten ist schlimmer geworden, er muss operiert werden. Eine Patientin hat einen Erguss in der Lunge, mit einer millimeterdicken Nadel saugt Jung einen Liter rosa Flüssigkeit heraus.

Auch den Ärzten geht es nicht gut. Die langen Schichten haben Nebenwirkungen. Psychische Erkrankungen und Alkoholismus seien häufig, erzählt ein Chirurg, er selbst habe mit knapp 40 drei mittelschwere Burn-outs hinter sich. Sechs von zehn Wiener Ärzten leiden laut einer Studie von 2011 unter Burn-out-Symptomen, einer von acht unter einem schweren Burn-out. "Ich bin nach jedem Nachtdienst zwei Tage krank", sagt ein Arzt um die 50, "Schlafstörungen, Schwindelattacken, Verdauungsprobleme."

20.17 Uhr. Notfallambulanz, Rotes Bettenhaus, Ebene 6, blassrosa Wände, roter Boden, rote Türen, Neonlicht. Ein Mann ist Tage nach der Beinamputation auf seinen Stumpf gefallen. Er muss noch einmal operiert werden. "Ich bin nicht begeistert", jammert der Patient. "Ich auch nicht, das können Sie mir glauben", sagt Jung.

Jetzt hinauf auf die Station, jemand hat eine Wurstplatte mitgebracht. Ebene 21, blassrosa Wände, grüner Boden, grüne Türen, Faschingsgirlanden, Neonlicht. Gerade hat sich Jung ein paar Scheiben Wurst auf den Teller gehäuft, da geht sein Piepser. Wieder einmal. Im Lift lehnt Jung den Kopf nach hinten gegen die Wand, schließt die Augen, fährt sich mit den Händen durchs Gesicht. Unten warten ein Mann mit einer Hämorrhoid, die sich als perianale Thrombose entpuppt, einer mit einem eitrigen Finger und eine kotzende Frau.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eigentlich ist das AKH als Uniklinik für die ganz schwierigen Fälle da. Hier arbeiten die Spezialisten, hier gibt es teures medizinisches Gerät. Doch weil es das größte und bekannteste Krankenhaus Wiens ist, kommen viele Patienten nächstens auch wegen Lappalien hierher. Und weil in Wien kaum geregelt ist, welches Spital für welche Patienten zuständig ist, liefert auch die Rettung Patienten gerne im AKH ab. Das macht die Nachtdienste nicht einfacher.

Es ist kurz nach Mitternacht. Im OP hat sich Kotgeruch ausgebreitet. Er stammt vom Dickdarm des Darmdurchbruchspatienten, der vor kurzem auf einem grünen Tuch ausgebreitet war und von drei Ärzten begutachtet wurde. Christoph Jung steht noch immer am OP-Tisch, gemeinsam mit einer Kollegin näht er den Bauch des alten Mannes zu. Die Operation geht zu Ende, eine Schwester und ein Arzt zählen schon die Instrumente ab. Eine andere sitzt auf einem Drehsessel, die Augen geschlossen, ihr Kopf ist nach vorne gefallen. Auf dem blauen Linoleumboden eine Blutlache.

7.46 Uhr. 24 Stunden Dienst sind um. Wieder das Grüne Bettenhaus, wieder das Zimmer mit den Ölporträts, wieder eine Morgenbesprechung. Diesmal ist es Jung, der von der Nacht berichtet. Gleich nach dem Darmdurchbruch hat er noch einen Darmverschluss operiert, die Galle hat ein Kollege übernommen. Es war eine anstrengende Nacht, aber alles ist gut gegangen.

Keiner der Ärzte, mit denen wir reden, will je aus Müdigkeit einen groben Fehler gemacht haben. Aber dass die Leistungsfähigkeit sinkt, bestätigen sie alle. "Einmal habe ich nach einer Nacht ohne Schlaf eine Patientin dreimal gefragt, wo es ihr wehtut. Ich konnte es mir einfach nicht mehr merken“, sagt etwa der Chirurg Peter Dubsy, einer der wenigen Ärzte, die unter Nennung ihres Namens sprechen.

Ein anderer Arzt erzählt, er sei einmal in einem stressigen Dienst nach einer halben Stunde Schlaf geweckt worden und habe minutenlang nicht gewusst, wie er heiße.

Als Christoph Jung die vierte Operation des Tages beendet hat, war es drei Uhr früh; seit Beginn seiner Tagschicht waren 20 Stunden vergangen. Jetzt konnte er sich schlafen legen, für drei Stunden. Immerhin. In manchen Nächten arbeitet er durch.

20 Stunden ohne Schlaf. Was bedeutet das eigentlich? Eine Studie zeigte, dass die Leistungsfähigkeit eines Menschen so sinkt, als hätte er 0,5 Promille Alkohol im Blut. Ein Auto darf man in diesem Zustand nicht mehr lenken, operieren schon.

8.12 Uhr. Nach der Morgenbesprechung gibt es Frühstück. Kipferl, Kaffee, CT-Bilder eines Lebertumors. Ein neuer Patient ist gekommen, Jung versucht, ein Bett aufzutreiben. Zwischen Patientenbesuchen telefoniert er. "Ist bei euch noch ein Bett frei? Aha." "Habt ihr noch Platz für -? Ok." Jung fährt sich mit den Händen übers Gesicht.

Nach gut einer Stunde ist ein Bett gefunden. Könnte so etwas nicht auch eine Sekretärin erledigen? Könnte sie. Etwa ein Drittel ihrer Arbeitszeit verbringen Spitalsärzte mit Verwaltungstätigkeiten. Vier von fünf Ärzten fühlen sich davon "eher" oder "sehr" belastet - der höchste Wert unter allen Belastungsfaktoren. Bei jungen Ärzten kommen zu den Verwaltungs- auch noch Routinetätigkeiten hinzu, die an vielen anderen Spitälern Schwestern übernehmen. "Ich habe einmal an einem Tag 48 Blutabnahmen gemacht", erzählt ein Turnusarzt, "das war wie Fließbandarbeit."

15.03 Uhr. In einer halben Stunde ist Christoph Jungs Dienst zu Ende. Bei einer Leberoperation hat er noch assistiert, dann eine weitere Visite absolviert. Jetzt bespricht er sich mit den Schwestern und einem Kollegen, der heute Nachtdienst hat. Bei welchem Patienten gibt es Schwierigkeiten, wessen Blutbild hat sich verändert, wer soll welches Medikament bekommen?

Die Übergaben sind ein Grund, warum nicht alle Ärzte für kürzere Arbeitszeiten eintreten. Jeder zusätzliche Dienstwechsel vergrößert die Gefahr, dass bei der Übergabe Informationen verlorengehen, sagen sie, und die Patienten wollen nicht ständig mit neuen Ärzten konfrontiert werden.

Stefan Kriwanek, Chirurg am Donauspital, kann nach dem Nachtdienst um neun Uhr nach Hause gehen; als er jung war, musste er bis zum Nachmittag bleiben. Er kennt also beide Systeme und versteht die Bedenken der Kollegen am AKH. Mit einer guten Übergabetechnik lasse sich das Problem aber lösen, sagt Kriwanek, und es rechtfertige keine Schichten über 25 Stunden.

Neben der Übergabe ist es vor allem das Geld, das die Ärzte so lange arbeiten lässt. Etwa 3000 Euro brutto verdient ein junger Arzt am AKH, pro Nachtdienst kommen etwa 300 Euro dazu. Kürzere Dienste könnten auch weniger Gehalt bedeuten. Die Bereitschaft der Ärzte, aktiv für kürzere Arbeitszeiten zu kämpfen, hält sich also in Grenzen. Ihren Chefs kann das nur recht sein. Und so werden die Ärzte weiterhin auf Kosten ihrer eigenen Gesundheit in Eineinhalbtageschichten Menschen heilen.

16 Uhr. Die Frau mit den Strähnen im Haar weiß nicht, dass Christoph Jung seit einer halben Stunde außer Dienst ist. Ihre Mutter soll demnächst operiert werden, doch ihre Leberwerte sind schlecht. Die Frau stellt dieselben Fragen immer wieder. Jung beantwortet sie geduldig, zweimal, dreimal. Schließlich ist die Frau beruhigt.

In seinem Dienstzimmer auf Ebene 7, blassrosa Wände, blauer Boden, blaue Türen, Neonlicht, zieht Christoph Jung sich um. Nach 33 Stunden raus aus der weißen Hose und den weißen Schuhen. Hinein in Jeans, Hemd, V-Pullover. Zu Hause wird er erst einmal eine Runde schlafen.

Der Patient mit dem Darmdurchbruch lebt noch.

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Liebichs letzter Tag

Nie mehr morgens in aller Frühe aufstehen, nie mehr sich der Routine der Arbeit unterwerfen müssen: Danach sehnen sich viele, die in der Mühle des Berufsalltags stecken. Aber was ist, wenn der ersehnte letzte Arbeitstag gekommen ist? Was soll man sagen? Wie blickt man zurück, wie nach vorn? Protokoll eines Abschieds.

Thorsten Fuchs, Hannoversche Allgemeine Zeitung, 02.06.2012

Er wusste ja, dass dieser Moment kommen würde. Dieser Augenblick, vor dem er sich gefürchtet hat. Genau für diesen Moment hatte er sich einen Satz zurechtgelegt. Eine Bemerkung, die möglichst gelassen klingen sollte. Humorvoll, lässig, distanziert. Aber was hilft das jetzt schon?

Wolfgang Liebich hat in den Vorraum seines Büros gebeten. Da ist mehr Platz. Seine Kollegen stehen im Halbkreis vor ihm. Sie tragen weiße Kittel, „Messraum“ oder „Qualitätssicherung“ steht auf der Brust, dazu haben sich heute alle einen runden Button angeheftet. Ein Foto von Liebich ist darauf, dazu die Aufschrift „Servus Wolle“. Die Idee war von seiner Tochter, sie hat die Buttons heimlich prägen lassen.

Liebich ist ein großer, kräftiger Mann. Der Vollbart, die Brille, die schmalen Augen, alles das macht es normalerweise schwer, von seinem Gesicht ein bestimmtes Gefühl abzulesen.

Jetzt kann man schon von Weitem die geröteten Augen sehen.

Liebich holt Luft. „Und immer schön fleißig bleiben“, ruft er seinen Kollegen zu. „Ich will ja nicht, dass meine Werksrente plötzlich kleiner wird.“ Liebich hat das lustig gemeint. Aber niemand lacht. Seine Stimme schwankt. Er hat Mühe, den Satz zu Ende zu bringen.

Es ist Liebichs letzter Tag. Der Abschied von der Arbeit, nach fast 40 Jahren bei VW Nutzfahrzeuge. „Bitte keine großen Reden“, hatte er ein paar Tage zuvor seinem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Chef und den Kollegen gesagt. „Ich weiß selbst, dass ich der Tollste war.“ Ein Scherz. Er mag keine rituelle Freundlichkeit, keine Heuchelei. Aber so ein Tag folgt eigenen Regeln. „Ich gehe mit einem lachenden und einem weinenden Auge.“ Das hatte er auch gesagt. Jetzt, am letzten Tag um kurz nach elf, muss man sich das lachende hinzudenken.

So ein letzter Tag ist ein eigenartiges Ereignis: Herbeigesehnt und doch gefürchtet. Ein Tag, auf den sich viele seit Jahren freuen, den sie erwarten als Abschied von Druck und Zwängen – und vor dem sie Angst haben, weil man nun noch mal im Mittelpunkt steht, vielleicht mehr als je zuvor in all den Jahren, es ist ein Einschnitt, der Übergang in eine neue Lebensphase. Und es ist ein Tag der Bilanz.

Liebich war auch heute Morgen um halb neun da. Alte Gewohnheit. Zu tun gab es schon längst nichts mehr. Sogar der Schreibtisch ist schon aufgeräumt. Die Unordnung darauf war in der ganzen Abteilung bekannt. Jetzt muss Liebich nur noch ein paar letzte Dinge in den Karton hinter ihm räumen. Das, was er mitnehmen will. Das Englisch-Wörterbuch von 1969 mit dem fleckig-gelben Umschlag. Den Weltatlas, in den er immer noch mal geschaut hat, bevor er selbst ins Ausland ging. Auf den Karten gibt es noch die Sowjetunion.

Um kurz nach neun kommen die Kollegen mit den Stellwänden. Eine Zeitleiste haben sie darauf gemalt, 1960 bis heute. Unten sind die Fahrzeuge abgebildet, an denen er mitgebaut hat. T3, T4, T5, Panamera, AmaroK. Darüber die Fotos von ihm: Liebich bei der Einschulung 1960. Der Gesellenbrief von 1972. Die Prüfungsnoten haben die Kollegen mit einem Smiley verdeckt. „Praxis vier, Theorie drei“, sagt Liebich. „Kann ruhig jeder wissen.“

Der erste Tag, das war für Liebich der 1. April 1969. Der Beginn seiner Lehre. Irgendwie war ja alles ganz klar. Der Vater war bei VW, die Brüder waren bei VW. Du wirst Werkzeugmacher, sagten seine Eltern. Liebich war unschlüssig. Er machte erst mal ein Praktikum. Werkzeugmacher, das schaffst du nie, sagte sein Chef dort zu ihm. Da war sich Liebich dann auf einmal ganz sicher. Er würde Werkzeugmacher werden, auf jeden Fall. Wolfgang Liebich hatte früh einen Hang zum Trotz.

„Wolle, Glückwunsch, hast es hinter dir!“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die ersten Kollegen kommen zu der kleinen Feier, zu der Liebich geladen hat. Und das sind die Sätze, die sie sagen: „Wolle, alte Ratte, wie ich dich beneide!“ Oder auch: „Endlich geschafft, Wolle, super!“ Stets klingt es, als sei das Arbeiten eine lange Zeit des Leidens, das man irgendwie hinter sich bringen muss, und als sei dieser Abschied ein Tag der puren Freude. Aber so einfach ist es ja nicht.

Jemand hebt die Folie von den Tablett mit den belegten Brötchenhälften. Wurstgeruch steigt in den Raum. Jemand stellt die Kuchenplatten auf den Tisch, zwei mächtige Bleche. Liebich hat für 70 Personen eingekauft. Wie viele genau kommen, weiß er nicht. Das ist die eine offene Frage. Die andere lautet: Kann man eine solche Feier auch ehrlich gestalten?

Liebichs Hoffnung ist: ja. Wahrscheinlich nimmt er es deshalb niemandem übel, dass das Foto mit der Leiter an der Stellwand hängt. Es stammt aus den neunziger Jahren, ein Gruppenbild von Liebichs Abteilung. Die anderen sind auf eine Leiter gestiegen, damit alle aufs Bild passen. Liebich steht auf der Erde. „Die Karriereleiter“ hat jemand darunter geschrieben. Liebich lächelt. „Stimmt ja irgendwie.“

Liebich hat VW nach der Lehre noch mal verlassen. Zwei Jahre ist er zur Technikerschule gegangen. Als er zurückkam zu VW, arbeitete er zunächst im Presswerk. Drei-Schicht-Betrieb. Das bedeutet Nachtarbeit. Die Tätigkeit ist anstrengend, körperlich anstrengend. Als Liebich einmal beinahe einen Unfall baut, bittet er um einen anderen Job. So kommt er 1984 zur Qualitätssicherung. Blechteile untersuchen, prüfen, ob sie tadellos sind und in Serie gehen können, das war seine Aufgabe. Es liegt etwas Unabhängiges, Mächtiges in dieser Arbeit. „Dort“, sagt Liebich, „hatte ich dann meinen Platz gefunden.“

In den Neunzigern hat ihn VW nach Asien geschickt. Er und seine Frau hatten gerade ein Haus gebaut, sie hatten eine kleine Tochter, und dann rief er eines Tages daheim an und sagte: „Übermorgen geht's nach Taiwan.“ Ohne sie. Zunächst für drei Monate. Und dann noch mal für drei Monate. Später war er noch zweimal in Argentinien. Liebich wurde „Bauteilverantwortlicher“. Ein Schritt voran. Aber als er einmal zum Vorgesetzten für andere wurde, als Messraumleiter, merkte er, dass ihn dies überfordert. „Ich hab mich verantwortlich gefühlt auch für ihre privaten

Probleme.“ Liebich wollte niemandes Chef sein. Es sei, sagt er, seine Entscheidung, keine solche Karriere zu machen. Aber es war auch ein Problem. Liebich war ein sehr erfahrener Mitarbeiter. Und er sagte sehr gern seine Meinung. Das gefiel nicht jedem.

Auf der Feier zu Liebichs letztem Tag spricht sein Chef, Unterabteilungsleiter Holger Lorenz, direkt nach ihm. Lorenz wirkt angespannt. Es ist das erste Mal, dass er einen Mitarbeiter verabschieden muss. Seine kleine Rede liest er vom Blatt ab. Er hat alles ausformuliert. Es ist nun ganz still im Raum. Jeder hier weiß, dass die beiden ihre Schwierigkeiten miteinander hatten.

Der Chef zeichnet Liebichs Berufsweg nach. Lobt seine Kompetenz. Und er sagt: „Deine Durchsetzungskraft und Aufrichtigkeit werden speziell mir in Erinnerung bleiben.“ Eine Anspielung auf die Streits, die sie miteinander austrugen. Einige im Raum saugen vernehmbar zischend die Luft ein. Ein paar Sätze weiter spricht der Chef über die Unordnung auf Liebichs Schreibtisch. Liebich habe manchmal um sofortige Unterschrift unter ein Protokoll gebeten. „Aus Angst, das Protokoll könne sonst verloren gehen“, sagt Lorenz.

Niemand traut sich zu lachen oder ein Wort zu sagen. So ein letzter Arbeitstag, das kann auch ein Tag der Abrechnung sein. Früher, sagt Liebich, hätte er jetzt vielleicht etwas entgegnet. Irgendeinen frechen Spruch. Heute bleibt Liebich still. Er sei entspannt, sagt er. „Tiefenentspannt.“ Vielleicht auch: versöhnlich.

Direkt hinter Liebich hängt an der Stellwand ein Foto, auf dem er gerade Schweinshaxen aus einem Karton auspackt. Neben ihm spielt jemand Trompete. Ein anderer singt. Es ist im Werk aufgenommen, im Keller unter der Lackiererei. Weihnachtsfeier 1978. Viele Fotos zeigen Geselliges. „Der Messraum erobert Mallorca“, steht unter einem. Andere zeigen Liebich samt Kollegen auf Kanutour in Schweden. „Organisiert hat das immer Wolle“, sagt jemand. „Keine Ahnung, wie das ohne ihn werden soll.“

Liebich und die Chefs, das war kein einfaches Kapitel. Liebich und die Kollegen, das war meist ein sehr enges Verhältnis. Beides kann man an diesem Tag sehen. Zwei Kollegen rollen nun einen kleinen Wagen herein. Ein Esel, aus Draht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

geformt, steht darauf. Ein Symbol für das große Geschenk, das Geld für ein Rad, das sich Liebich kaufen will.

Nun wird es dunkel im Raum. Ein Videofilm wird an die Wand projiziert. Drei Männer erscheinen. Liebichs frühere Kollegen in Argentinien. „Wir hoffen, dass wir dich hier bald wiedersehen“, sagt einer von ihnen. Sie lachen, weil ihr Deutsch so holprig ist. Liebichs Kollegen in Hannover lachen auch, weil Liebich so offenkundig überrascht ist. „Und jetzt bitte Wolle umarmen“, sagt einer der drei in Argentinien. Sein Nachfolger, Florian, umarmt ihnen. Lachen, manche klatschen.

Einer der drei Argentinier, Gustavo, war vor Kurzem in Deutschland. Da hat Liebich ihm die Gegend gezeigt. Und als Gustavo sagte, er kenne die deutsche Küche nicht, da hat Liebich ihn zu sich nach Hause geholt und Rindsrouladen serviert. Er fand immer, dass das wichtig ist: das Miteinander. „Ich weiß ja, wie das ist, allein in einem fremden Land zu sein.“ Nur dass zuletzt immer weniger Zeit dafür blieb. Eine Weihnachtsfeier mit Haxen und Trompete, das hat es schon lange nicht mehr gegeben.

Es ist ja alles immer hektischer geworden. Enger, effizienter, aber für Liebichs Geschmack eben auch: kühler. Die Instrumente, mit denen er früher die Teile vermaß, lagern in einer rissig gewordenen Ledertasche in einer Schublade im Messraum. In der klimatisierten Halle tastet heute eine Art Roboterarm die Karosserieteile mit Sensoren ab. Wofür Liebich und seine Kollegen zusammen früher Tage brauchten, erledigt der nun in wenigen Stunden und schickt seine Daten auf Liebichs Bildschirm. Liebich war zuletzt immer seltener selbst im Messraum. Es ist eine paradoxe Entwicklung. Er konnte zuletzt immer mehr Teile kontrollieren. Aber zugleich sagt er: „Früher kannte ich meine Teile besser.“

Das ist einer der Gründe, warum er jetzt geht. Mit 58. Aber es gibt noch mehr: Dass die Technik ihn überholt hat. Dass sein Vater eineinhalb Tage vor seinem 65. Geburtstag gestorben ist und Liebich Angst hat, es könnte ihm genauso gehen. Und dass er findet, 40 Jahre seien irgendwie genug. „Körperlich könnte ich diesen Job auch noch mit 70 machen“, sagt Liebich. Aber irgendwie geht es doch nicht mehr. Und wenn man aus seiner Geschichte etwas lernen kann über den Streit um die Rente mit 67, dann: dass es nicht reicht, einfach die Altersgrenze hinaufzusetzen. Sondern dass

die Arbeit auch dem höheren Alter der Mitarbeiter angepasst sein muss. Dass sie abwechslungsreich, reizvoll bleiben muss auch für den, der viele Jahrzehnte in einem Betrieb bleibt.

Nach zwei Stunden sind von den sechzig nur noch eine gute Handvoll Kollegen da. Die meisten mussten zurück an ihre Arbeitsplätze. „Gleich“, sagt Liebich feierlich, „gleich ist es so weit.“ Um 13.05 Uhr, so hat ihm die Personalverwaltung mitgeteilt, endet seine Arbeitszeit. Dann hat er seine Pflicht erfüllt, alles genau berechnet. Um Punkt 13.05 Uhr zieht Liebich seinen Kittel aus und hängt ihn an die Garderobe. Die, die noch da sind, applaudieren.

Liebich trägt die Kuchenbleche zurück ins Auto. Dann geht er noch einmal durch den Messraum. Abschiedsplausch mit dem Kollegen. Eine letzte Zigarette mit seinem Nachfolger vor der Tür. Dann steigt er in seinen Wagen. Die Wachfrau am Werkstor grüßt, wie immer.

Die letzte Heimfahrt. Die Bundesstraße ist voll, wie immer freitags. Also Nebenstrecke.

Was jetzt kommt? Nichts, hat er heute viele Dutzend Male auf diese Frage geantwortet. Schaukelstuhl. Füße hoch. Es war keine ehrliche Antwort. Er hat sich ja Dinge überlegt. Aber er weiß auch, dass es eine Sache ist, von seinen Plänen zu erzählen, und eine andere, sie dann auch umzusetzen. Es ist auch eine Prüfung, die jetzt für ihn kommt. Die Prüfung, ob man zu Hause zurechtkommt. Er hat sich alte Waagen gekauft. Antiquitäten, die er restaurieren will. Und dann ist da noch der Bratwurststand.

Liebich hatte ihn in den Achtzigern gebaut, für die Feiern in seinem Dorf, Seelze-Almhorst. Beim Bauen war ihm etwas klar geworden: Er arbeitete lieber mit Holz. Lieber als mit Metall. „Hätte ich noch mal wählen können, wäre ich vielleicht Tischler geworden.“ Bei dem Stand muss der Boden erneuert werden. Ein Holzboden, natürlich.

Es ist später Nachmittag, als Liebich die drei Stufen zu seinem Haus hinaufgeht. Gleich wird ihm seine Frau öffnen. Es ist alles wie immer und alles ganz anders. „So ganz realisiert“, sagt Liebich, „habe ich das alles noch nicht.“

Mein eigenes Leben

Es ist nur eine Kleinigkeit. Doch das eine Chromosom mehr hat eine gewaltige Auswirkung: Auf die Eltern von Kindern mit Downsyndrom – und auf die Kinder selbst, die irgendwann erwachsen werden. Wie fühlt es sich an, wenn aus einem umsorgten „besonderen Kind“ plötzlich ein Behinderter wird? Und wie weit führt überhaupt der Weg in die Selbstständigkeit?

Thorsten Fuchs, Hannoversche Allgemeine Zeitung, 25.02.2012

Schneller, es könnte schneller gehen, viel schneller. Die Viertel, die Achtel, sie beherrscht auch die schwierigen Passagen, das höhere Tempo. Und schließlich ist dies doch ein fröhliches Stück, ein irischer Tanz, das muss man schnell spielen. Wenn man es langsam spielt, sagt Anna-Lotta, klingt es traurig.

Natürlich, sie muss Rücksicht nehmen. Rücksicht auf die anderen. Und, ja, sie hat eigentlich zu kleine Hände. Zu kurze Finger. Geht nicht, kannst du nicht, haben einige vorher gesagt. Anna-Lotta hat das nicht geglaubt. Mit den Knien stützt sie das Instrument, mit der rechten Hand führt sie den Bogen über die Saiten. Auch in den Pausen blickt sie nicht von den Noten auf. „Traut ihr euch das höhere Tempo zu?“, fragt die Lehrerin. „Ja“, ruft Anna-Lotta, als einzige.

Das kleine Konzert findet im Haus ihrer Eltern statt. Vier junge Menschen üben. Yannick spielt Trommel, Anni spielt Klavier, Birgit Gitarre, Anna-Lotta Cello. Sie üben für ein Konzert im Sommer, auf einer großen Bühne mitten in Hannover. Alle vier haben irgendeine Einschränkung. Können etwas nicht so gut, wie man es eigentlich können soll. „Sieht ja jeder, dass ich behindert bin“, sagt Anna-Lotta. Aber was heißt das schon? Deshalb darf man ja nicht einfach falsch spielen. Oder traurig.

Es ist nur ein sehr kleiner Unterschied. Die allermeisten Kinder kommen mit 46 Chromosomen auf die Welt. Bei Anna-Lotta waren es 47. Eines mehr. Das 21. Chromosom gibt es bei ihr drei- statt zweimal. „Trisomie 21“, so heißt dieses

Phänomen in der Medizin. Downsyndrom. Eine geistige Behinderung. Wie viele Menschen mit Downsyndrom in Deutschland leben, ist unbekannt. Es wird nicht gezählt, aus historischen Gründen. Man weiß nur, dass es weniger werden. Eine ganze Sparte der Medizin hat es sich zum Ziel gesetzt, das Downsyndrom möglichst früh bei Ungeborenen zu diagnostizieren. Die Eltern sollen die Wahl haben, ob sie das Kind bekommen wollen. Die meisten, das weiß man, entscheiden sich dagegen.

Es gibt jedoch auch eine andere Seite des Fortschritts. Zugleich nämlich hat die Medizin die körperlichen Folgen des Downsyndroms inzwischen weit besser im Griff als früher. Herzfehler, Augenfehler, vieles davon können Ärzte heute beheben. Es ist ein eigenartiges Phänomen: Vor der Geburt wird viel dafür getan, diese Kinder gar nicht erst zur Welt kommen zu lassen. Haben sie die Hürde der Geburt aber überwunden, sind ihre Lebensbedingungen besser denn je. Sie leben länger, werden besser gefördert und, so berichten Eltern, werden weniger diskriminiert. Und von dem Leben, das sie führen wollen, von ihren Wünschen, Hoffnungen und Fähigkeiten, erzählen die Geschichten von Anna-Lotta, der Schülerin, von Keke, der jungen Frau auf der Suche, und von Christian, der im Hotel arbeitet.

Als der Arzt vor fast 17 Jahren zu Christiane Joost-Plate ans Bett kam, hatte er Tränen in den Augen. Sie war gerade erst aus der Narkose aufgewacht, der Kaiserschnitt lag noch nicht lange zurück. Er wirkte verzweifelt. „Ihr Kind“, sagte er und stockte, bevor er sagte, dass ihre gerade geborene Tochter das Downsyndrom habe. Ihr Mann erlitt einen Hörsturz. Zu Hause, in ihrem Dorf bei Hannover, machten die meisten einen Bogen um sie, wenn sie mit dem Kinderwagen unterwegs war. Christiane Joost-Plate nahm dies alles wie durch einen Schleier wahr. Verzögert, als wirke die Narkose noch nach. Ein Schutzmechanismus. „Die Katastrophe, die die anderen sahen, nahm ich nicht wahr.“

Als der Schutz verflogen war, als alles klar vor ihr stand, gab es für sie eine große Angst: dass ihre Tochter weniger Möglichkeiten haben würde. Die Angst trieb sie, Musiklehrerin von Beruf, und ihren Mann an, mit ihr zu üben, vielleicht ein wenig energischer als mit ihren beiden nicht behinderten Kindern zuvor. Kinder mit Downsyndrom sind oft freundlich, offen, vertrauensvoll bis ins Naive. Aber oft sind

sie auch störrisch, widerständig, unbeugsam. Dass es gelang, sagt die Mutter, war auch Glück. Mit fünf konnte Anna-Lotta lesen.

Anna-Lotta geht noch zur Schule, auf eine Waldorf-Förderschule. Wenn sie sagen soll, wie lange schon, zählt sie mit den Fingern. Rechnen ist ihre Schwäche. Ihre Stärken sind andere. Sie spielt außer Cello noch Querflöte, fährt Einrad, studiert Clownsnummern ein, tritt mit dem Jugendzirkus „Bunttropfen“ auf und schreibt kleine Texte für den „Ohrenkuss“, ein Magazin, das von Menschen mit Downsyndrom herausgegeben wird. Wenn sie von sich erzählt, wirkt sie ernst, auf eine gewissenhafte Art stets um eine vollständige Antwort bemüht – und genervt, wenn ihre Mutter sie fragt.

Haben es Menschen mit Downsyndrom eigentlich schwerer als andere?

„Nein, nicht schwerer wie sonst.“

Und wenn du dir aussuchen könntest, ob du lieber mit oder ohne Downsyndrom leben möchtest, was würdest du nehmen?

„Down, klar.“

Und was ist daran besser?

„Dass man was kann. Und das ist was Schönes, wenn man was kann.“

Und wie hast du das geschafft?

„Durch Üben. Dass ich mal mit dem Einrad fahren gelernt habe. Und mit dem Einrad kann nicht jeder fahren. Nur seltene Kinder können das.“

Was Menschen mit Downsyndrom können und was nicht, ist extrem unterschiedlich. Die Spanne der Begabungen, sagen Wissenschaftler, ist noch größer als bei Nichtbehinderten. Einige können später trotz intensivster Förderung weder lesen noch schreiben. Andere arbeiten später in normalen Berufen, in Spanien hat 2004 zum ersten Mal jemand mit Downsyndrom ein Studium abgeschlossen (siehe Nebentext rechts). Klar ist nur: Es geht mehr, als man lange Zeit für möglich hielt.

Anna-Lotta macht im Frühjahr ein Praktikum, im Theater. Sie hat eine Schwäche fürs Schminken. Maskenbildnerin, das kann sie sich vorstellen. Oder

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Schauspielerin, das wäre fast noch besser. Und ausziehen möchte sie, am besten in eine Wohngemeinschaft. Auch wenn sie noch etwas dafür lernen muss. Neulich hat sie einen kleinen Text geschrieben. „Was ich können möchte“, stand darüber.

„Ich würde gern allein einkaufen“, schreibt Anna-Lotta. „Dann kaufe ich mir Brötchen zum Frühstück und kaufe mir Sonnenblumen für mein Zimmer und einen neuen Kleiderschrank und noch ein Brautkleid und ein neues Ausklap-Bett und neue Lampen auch ein Telefon.“

Es sind Anna-Lottas Zukunftspläne für ein normales Leben. Über die Sache mit dem Brautkleid hat ihre Mutter dann noch mal mit ihr geredet. Sie haben sich dann geeinigt. „Erst mit 25“, sagt Anna-Lotta. Sie klingt nicht zufrieden. Sie hat es akzeptiert.

Auf dem Tisch in Kekes Zimmer steht eine kleine Dose Haarspray. Ein buschiger Pinsel, um Rouge aufzutragen. Cremetiegel. Ein Spiegel. Der Text, den sie für ihr Theaterstück lernen muss. Er ist Schmink- und Schreibtisch zugleich. An der Wand hängen Poster. Drei Meerjungfrauen, aus einer TV-Serie. Darüber drei junge Männer in lässiger Pose. Männer sind gerade Kekes Thema. Eigentlich ist sie ja mit Dean zusammen. Aber irgendwie auch nicht. „Der wäscht sich nicht“, sagt sie.

Ob sie verliebt ist?

„Jaaa. Aber nicht so oft. Erst mal warten.“

Keke Luschnat ist 20 Jahre alt. Sie trägt ein blaues Sweatshirt, grüne Cargohose, weiße Ballerinas statt Hausschuhe. Was sie mag: das Musical „Mamma Mia“. Ihre Schwestern in Hamburg besuchen. Das Buch „Madita“ von Astrid Lindgren. Ihr Lieblingslied aus dem Mallorca-Urlaub. Sie steht auf, singt. „Schulter, Knie, Fuß, Knie, Fuß und drehen – hops.“ Sie springt. Sie lacht. Was sie nicht mag: „Dass ich noch nicht den richtigen Mann gefunden ist.“ Seit vergangenem Jahr ist sie mit der Schule fertig. Und jetzt?

Im Nachhinein, sagt Beate Luschnat, die Mutter, sei sie froh, dass sie vor der Geburt nichts wusste. Vielleicht würde es Keke heute sonst nicht geben. „Ich bin keine Heilige“, sagt sie. Als Keke auf der Welt war, dachte sie weit voraus. Sie fragte sich,

wie es wohl sein würde, in 18 Jahren. Wenn Keke sich verlieben möchte. Und wenn sie einen Beruf suchte. Es lag viel Sorge in diesen Gedanken.

Beate und Wilfried Luschnat wollten, dass Keke auf eine reguläre Schule geht. Damals, zu Beginn der neunziger Jahre, war das ein sehr ehrgeiziger Wunsch. Die Waldorfschule, die gleich neben der alternativen Reihenhaussiedlung mit den Grasdächern im Norden Hannovers liegt, nahm Keke auf. Nur war es damit nicht getan. Bevor es später eine persönliche Betreuerin gab, ging Beate Luschnat selbst oft hinüber, zu großen Pausen und vielen Unterrichtsstunden. An Arbeiten, Beate Luschnat ist Drogistin, war lange nicht zu denken. „Wir wollten unbedingt, dass alles so normal läuft wie möglich“, sagt die Mutter.

Aber als Keke 18 wird, da ist dann nichts normal. Da muss die Mutter mit Keke zum Amtsgericht. Sie muss sich als Betreuerin einsetzen lassen. Sie muss Buch führen über Kekes Geld. Rechenschaft ablegen. Und sie müssen eine Arbeit suchen.

Keke kann schreiben. Sie kann lesen. Jedenfalls im Prinzip. Im Moment hat sie wieder Mühe mit dem Lesen, sie müssten wieder trainieren. Die Fähigkeiten von Menschen mit Downsyndrom sind flüchtiger als bei anderen, sie verblassen leicht wieder. Man muss sie festhalten, durch Üben. Es ist nichts selbstverständlich. Keke kann: ein Gedicht von Jacques Prévert auswendig lernen und bei einer Theateraufführung aufsagen (jedenfalls hofft sie das, sie proben). Zum Beispiel.

Und: Keke springt von Gedanken zu Gedanken. Sie spricht undeutlich. Sie hat keinen Schulabschluss. Was sie mal werden will?

„Polizei. Nein, erst warten. Wäscherei für Anzihsachen.“

Warum Wäscherei?

„Ich lieb ich Wäscherei.“

Die Eltern sahen sich mit Keke eine Wäscherei an. Die Waschlappen sieht Beate Luschnat noch heute manchmal vor sich. Alte, schmutzige Waschlappen, die die Behinderten waschen sollten. Für die Mutter wurden sie zum Symbol für das Unwohlsein, das sie dort empfand. Sie fuhren mit ihr auch zu einer Werkstatt. Sie sahen, wie die Menschen dort Lattenroste zusammensteckten. Und dort sollte Keke

nun ihre Tage verbringen, verborgen vor der Öffentlichkeit? „Den Gedanken ertrug ich nicht.“

Die Luschnats haben einen Stand auf Wochenmärkten. Sie verkaufen Öl und Seifen. Da hilft Keke nun manchmal. Ansonsten warten sie. Und suchen, nach etwas Neuem.

Es ist eine schwierige Sache mit den Werkstätten für Behinderte. Für viele, sagen Experten, sind sie genau richtig. Ein Schutzraum, in dem sie ohne Konkurrenzdruck ihre Fähigkeiten einsetzen – und sich ihren eigenen Lohn verdienen können. Aber es gibt auch Kritik. Viele Eltern von Kindern mit Downsyndrom finden es widersprüchlich, ihre Sprösslinge erst mit dem gesamten Katalog bürgerlicher Nachwuchsförderung zu unterstützen, von Klavierunterricht bis zum Sportverein, sie auf Integrationsschulen zu schicken – und sie dann für den Rest des Lebens in Behindertenwerkstätten wiederum, so sehen sie es, zu verstecken. Bei manchen erwächst daraus Verunsicherung, auch Ärger – und bei manchen der Entschluss, etwas Neues auszuprobieren.

Es ist kurz nach halb acht am Morgen, als Christian Wachsmuth dem einzelnen Herrn an seinem Tisch den Kaffee serviert. Er trägt das Tablett mit einer Hand, stellt die Tasse ab, gießt ein. Es ist ein kalter Wintermorgen. „Am besten dick einmummeln“, rät Christian. „Ich halte gern ’nen kleinen Schnack mit den Gästen“, sagt er später.

Christian Wachsmuth ist einer von 13 Mitarbeitern im Elisabeth-Hotel in Detmold. Neun von ihnen haben ein Handicap. Sie können nicht sehen, tun sich schwer mit dem Lernen oder haben einen verkrüppelten Arm. Christian hat das Downsyndrom. Morgens hat er Restaurantdienst. Da serviert er Getränke, füllt das Büffet auf, räumt ab. Anschließend putzt er die Bäder für die neuen Gäste. Am liebsten wäre Christian Fußballprofi bei Borussia Dortmund geworden. Aber das, nun ja, erwies sich als wenig aussichtsreich. Und dies hier? „Irgendwas muss man ja machen“, sagt er in der Pose des Abgeklärten. „Ist okay hier.“

Das 16-Zimmer-Hotel im Detmolder Zentrum entspringt einer Elterninitiative der etwas anderen Art. 1996 schlossen sich Väter und Mütter von behinderten Kindern

in der ostwestfälischen Stadt in einem Verein zusammen. Was sie einte, war die Sorge um die berufliche Zukunft ihrer Kinder – und dass sie keine Ahnung von Hotels hatten. „Aber irgendwo mussten wir doch hin mit dem Burschen“, sagt Volker Wachsmuth, der Vater, Bundeswehrbeamter im Ruhestand, und schaut hinüber zu seinem Sohn.

Rund 30 solcher integrativen Hotels gibt es inzwischen in Deutschland. Das Vorbild, das Stadthaushotel in Hamburg, öffnet im Frühjahr in der Hafencity einen weiteren, größeren Ableger. Bei den Wachsmuths und ihren Mitstreitern hat es acht Jahre gedauert, bis sie das Elisabeth-Hotel eröffnen konnten. Acht Jahre, in denen sie vor allem mit der Finanzierung kämpften. Sie fanden Stiftungen und Institutionen, die sie unterstützten. Das Risiko aber bleibt bei ihnen: Wenn es schiefgeht, haften sie. Eine Alternative jedoch sahen sie nicht. „Wir wollten mitbestimmen, was unsere Kinder machen, was aus ihnen wird.“ Das ist ihnen das Risiko wert.

Zum Hotel gehört auch ein Wohnheim. Da hat Christian sein Zimmer. In seinem Regal steht die Karl-May-Gesamtausgabe. Christian ist bei Band 27, „Bei den Trümmern von Babylon“. Er liest die Ausgabe Buch für Buch. Er lässt nichts aus, überspringt nichts. Christian hat, man sieht es seinem Zimmer an, eine Vorliebe für Ordnung.

Nebenan wohnt Achim. Sie teilen sich Bad und Küche. Achim hat auch das Downsyndrom. Aber anders als Christian spricht er kaum. Christian mag das Hotel als Bühne. Achim bezieht still die Betten neu. Sie verstünden sich gut, versichert Christian. Dann lässt er eine Pause.

„Wir sind behindert beide, aber nur geistig“, sagt er dann. Und er klingt dabei nicht, als hielte er dies für einen Grund, an irgendeiner Stelle vorschnell aufzugeben.

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Das Gefängnis der Anna S.

Wie lebt eine Mutter weiter, wenn der Sohn jemanden getötet hat? Sie verfällt in Depression, traut sich kaum mehr aus dem Haus, empfindet tiefe Schuld - die Folgen eines Mordes

Claudia Hauser, Kölner Stadt-Anzeiger, 10.08.2012

Anna S. hat das Zimmer ihres Sohnes seit Monaten nicht betreten. Am 11. Januar 2011 zog sie die Tür zu und öffnete sie nicht mehr. Es ist der Tag, an dem es morgens um kurz vor sieben an ihrer Tür klingelt. Anna S., ihr 17-jähriger Sohn Daniel und ihre Töchter Susanne und Lilly (Namen geändert) schlafen noch. Anna S. öffnet, zwei Kripobeamte halten ihr ihre Ausweise entgegen. "Es geht um ihren Sohn", sagt einer. Sie wollen ihn wecken. "Nein, lassen sie", sagt seine Mutter. "Ich mache das selbst." Worum es geht, sagen die Beamten erst einmal nicht. Daniel fragt auch nicht. Er zieht sich an. Anna S. begleitet ihn zum Polizeipräsidium in Kalk. Die Fragen der Beamten kreisen um eine Tat, die zwei Monate vorher geschehen ist - der Mord an einem 38-Jährigen. Mit Plakaten hatte die Polizei wochenlang nach Zeugen gesucht, die den oder die "Blumenkübel-Mörder" gesehen haben.

Anna S. ist sicher, es muss ein Missverständnis sein. Einen Anwalt lehnt sie zunächst ab. "Wozu? Ich dachte, wir würden gleich wieder nach Hause fahren." Sie fahren nicht zusammen nach Hause.

Ein weiterer Beamter betritt den Raum. "Dein Freund hat gestanden", sagt er zu Daniel. Anna S. blickt ihren Sohn ungläubig an, fragt: "Was soll er denn gestanden haben?" Als Daniel zu ihr sagt: "Mama, kannst du bitte rausgehen?", bricht sie in Tränen aus und fängt an zu schreien. Ein Polizist führt sie auf den Flur. Während sie draußen wartet, gesteht Daniel, dass er in der Nacht zum 11. November 2010 mit seinem besten Freund André H. (18) einen Mann getötet hat, den beide nicht kannten. Die Tat lief sehr einfach ab, sehr grausam: Die Jugendlichen trafen den Betrunknen

vor einer Kneipe, beschlossen spontan, ihn auszurauben. André H. schlug ihm ins Gesicht, der 38-Jährige ging sofort zu Boden.

Sie schleppten ihn in einen Garagenhof, traten auf ihn ein, immer gegen den Kopf. Dann zogen sie ihn noch weiter ins Dunkle und flüchteten. Kurze Zeit später kehrten sie noch einmal zurück - mit einem Blumenkübel aus Beton. André H. ließ ihn auf das blutende Opfer fallen, aus einer Höhe von 1,70 Meter. Ein Paar fand den Mann wenig später, weil sein Schäferhund es in den Hof zog. Der 38-Jährige starb zehn Tage später an seinen schweren Kopfverletzungen.

Seit dem Geständnis ihres Sohns ist nichts mehr übrig von dem Leben, das Anna S. (42) vorher lebte. Sie kann nicht mehr richtig essen, schläft kaum. Nachts dreht sie sich gedanklich hinein in die immer gleichen Fragen: Habe ich etwas falsch gemacht? Warum hat er nicht mit mir geredet, zwei Monate lang nichts gesagt? Kein Mensch der Welt kann ihr die Vorwürfe nehmen, sagt sie. Doch was hätte sie tun können? Einem 17-Jährigen Tag und Nacht hinterherlaufen? "Ich habe ihn doch schon immer angerufen: Wo bist du? Mit wem bist du unterwegs?"

Ein Jahr ist es nun her, dass ihr heute 19-jähriger Sohn vor dem Kölner Landgericht zu acht Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Anna S. war an jedem Prozesstag dabei. Sie saß hinten bei den Zuschauern, als die Vorsitzende Richterin Angeklagte, Staatsanwältin und Verteidiger nach vorn bat, um ihnen Fotos des Opfers zu zeigen. Die Bilder zeigen das fürchterlich zugerichtete Gesicht des Mannes. Daniel und André haben ihm die Augenhöhlen gebrochen und den Kiefer, sie haben seine Nase zertrümmert. Ein Schädelhirntrauma dritten Grades führte zum Tod. Anna S. war auch im Gerichtssaal, als die drei Brüder des Opfers einen Tisch umstießen und auf die Täter losgingen. "Du Mörder, du sollst auch sterben!" schrie einer von ihnen. Anna S. sagt: "Ich kann sie verstehen." Sie sagt das, obwohl sie immer zu ihrem Sohn stehen würde.

Die Richterin verkündet das Urteil am 5. August 2011. "Ich bin zum ersten Mal in einer Situation, in der mir bis zuletzt nicht klar geworden ist, warum dieser Mord geschehen ist", sagt die Juristin. Anna S. hat ihrem Sohn die Frage nach dem Warum noch nicht gestellt. "So weit bin ich noch nicht", sagt sie. Vielleicht hat sie auch

Angst, dass er die Antwort nicht weiß. Ihre blauen Augen sind meistens mit Tränen gefüllt, ihre blonden langen Haare stumpf und grau geworden in den vergangenen Monaten. Allein ihre gerade Körperhaltung und die muskulösen, schön definierten Arme erinnern an eine Zeit, in der sie mitten im Leben stand - erst als Turnerin, später als alleinerziehende Mutter mit einer Halbtagsstelle.

Es hat nicht lange gedauert, bis alle im Viertel Bescheid wussten. Eine Boulevardzeitung veröffentlichte noch vor Prozessbeginn ein Foto von Daniel, so groß, dass es beinahe zwei Seiten bedeckte. "Jeder hat ihn erkannt - trotz des Balkens über den Augen", sagt Anna S. Wenige Tage später verlor sie ihren Job. Ihr Chef fasste sich kurz in seiner schriftlichen Kündigung. Gründe gab er nicht an. Anna S. hatte zwölf Jahre lang an fünf Tagen in der Woche als Haushälterin bei ihm gearbeitet.

Wenn Anna S. sich aufrafft und einkaufen geht, muss sie vorbei an dem Garagenhof, in dem ihr Sohn jemanden totgetreten hat. Die Freundin des Opfers wohnt nur einige Häuser entfernt. Jeder Gang durch das Viertel wird zur Qual. Nachbarn tuscheln. S. erfährt von einer Frau, dass eine Bekannte über sie geredet hat: "Sie läuft durch die Gegend, als sei nichts gewesen - so arrogant, man sieht ihr gar nichts an." Anna S. bleibt nun meistens zu Hause. Lilly, ihre jüngste Tochter, erledigt die Einkäufe, geht mit dem Yorkshireterrier spazieren. Sie ist 15 Jahre alt und musste zweimal die Schule wechseln, weil alle wussten, was ihr Bruder getan hat. Auch in der neuen Klasse kam sie bald nicht mehr klar, nach zwei Monaten weigerte sie sich, hinzugehen. Seit Beginn dieses Jahres war sie nicht mehr in der Schule. Die älteste Tochter, Susanne (20), hat es nicht mehr zu Hause ausgehalten, sie lebt bei ihrer Großmutter. "Was wir hier haben, ist kein Leben mehr", sagt Anna S.

Sie hat Depressionen, wird aber von den Medikamenten nur noch müder, also nimmt sie sie nicht. Draußen scheint die Sonne, aber das Wohnzimmer ist mit braunen Vorhängen abgedunkelt. Anna S. hat sich ihr eigenes Gefängnis geschaffen. Es gibt für sie nun ein Leben davor und ein Leben danach. Sie entschuldigt sich jedes Mal, wenn sie lacht. Dabei lacht sie nur selten. Nur dann, wenn sie Geschichten von früher erzählt. Geschichten aus dem Leben davor. Sie hatte immer ein sehr enges Verhältnis zu ihrem Sohn. Wenn sie in ihrem Viertel im Rechtsrheinischen die Straße

entlanging und Daniel mit seiner Clique auf der anderen Straßenseite erblickte, winkte sie ihm kurz zu und er lief rüber zu ihr und gab ihr einen Kuss. "Ihm war egal, was seine Freunde sagen." Das sind die Momente, in denen sie lächeln muss. Dann entschuldigt sie sich wieder. "Er konnte keinen Streit ertragen. Seine Schwestern haben immer vergeblich versucht, ihn auf die Palme zu bringen." Daniels Verteidiger beschreibt den Jugendlichen als "kleinen Soldaten, der immer macht, was andere von ihm verlangen." Ein Mitläufer.

Tatsächlich wird während der Verhandlung klar, dass André der Anführer war, er wirkt nicht nur selbstbewusster und aggressiver als Daniel, sondern auch kaltblütiger. Ein Freund der beiden, der früh eingeweiht war, beschreibt vor Gericht Andrés Reaktion, als der erfuhr, dass das Opfer gestorben ist. "Scheiß drauf" soll er gesagt haben. Weil André in der Mordnacht die treibende Kraft war, verurteilte ihn die Jugendstrafkammer zu einem Jahr mehr als Daniel. Anna S. hält jedoch nichts davon, die Verantwortung auf ihn zu schieben. "Es ist doch ganz einfach: Wenn jemand mir Drogen anbietet, muss ich sie nicht nehmen, oder?" In ihren Gedanken ist ihr Sohn trotzdem kein Mörder. "Ich weiß natürlich, dass es so ist", sagt sie, "aber gleichzeitig glaube ich es nicht. Ich kann es mir einfach nicht vorstellen."

Anna S. war wegen ihrer Depressionen in Therapie, aber sie hat sie abgebrochen. "Die Psychiaterin heulte in zwei Sitzungen die ganze Zeit mit - das kann es doch nicht sein." Wenn sie nachts mit klopfendem Herzen ins Dunkle starrt, denkt sie immer wieder an die Freundin des Toten, seine Eltern. Während des Prozesses ist Anna S. zur Richterin gegangen, um ihr zu sagen, dass sie gern mit der Freundin sprechen möchte. Die Richterin fragte: "Was wollen sie ihr denn sagen?" Eine Antwort darauf hat Anna S. bis heute nicht. "Ich kann mich nicht entschuldigen, ich habe ja nichts getan." Sie würde ihr zumindest sagen, dass sie ihre Wut und ihren Hass nachvollziehen kann. "Und dass mir alles von Herzen leid tut."

Anna S. besucht ihren Sohn einmal im Monat für eine Stunde. Es gibt zwei Besuchstermine, aber an dem anderen fährt ihr geschiedener Mann zu Daniel. Er hat Anna S. am Anfang große Vorwürfe gemacht. "Er meinte, ich hätte nicht gut genug auf unseren Sohn aufgepasst." Die Besuche im Gefängnis in Siegburg sind für Anna S.

alles. Dann sitzt sie im Zug und freut sich "wie ein kleines Kind". Sie hat noch keinen Termin abgesagt. "Selbst wenn ich so krank wäre, dass ich mit dem Kopf unter dem Arm hinfahren müsste, würde ich fahren. Und wenn ein Brief von ihm kommt, ist das wie Ostern und Weihnachten zusammen." Sie hat Daniel erst nicht erzählt, dass sie ihre Arbeit verloren hat. Erst, als er an Weihnachten vergeblich versuchte, anzurufen. "Ich habe ihm dann gesagt, dass ich meinen Festnetzanschluss kündigen musste." In den ersten Wochen konnte Anna S. nicht sprechen, wenn sie mit Daniel im Besucherraum saß. "Ich habe die ganze Zeit nur geweint."

Inzwischen versucht sie, sich zusammenzureißen. "Wir haben ja nur eine Stunde Zeit. Ich weine, wenn ich wieder draußen bin." Sie versucht ihrem Sohn vorzuspielen, dass es ihr gut geht. Aber Daniel hat einer Freundin aus dem Gefängnis geschrieben: "Ich weiß, dass meine Mama immer zu Hause sitzt und weint. Ich mache mir große Vorwürfe, weil ich sie so enttäuscht habe." Während Anna S. von dem Brief erzählt, weint sie wieder. "Er weiß, dass er auch mein Leben zerstört hat." Sie sagt, dass sie nie damit klarkommen wird, was passiert ist.

Vor ein paar Tagen hat sie ein Gerücht gehört. Die Brüder des Opfers wollen angeblich warten, bis Daniel und André aus dem Gefängnis entlassen werden und sich an ihnen rächen. Anna S. zündet sich mit zitternder Hand eine Zigarette an. Dann denkt sie noch einmal zurück - an das Leben davor. Sie erzählt von dem Abend vor der Verhaftung. "Wir waren alle zusammen, Daniel, Sanne, Lilly und ich. Wir haben uns Chicken Wings gemacht, ein ganzes Blech voll." Daniel alberte mit seiner Schwester Susanne in der Küche herum, schnappte sich das Backblech. Sie versuchte, es ihm wegzunehmen. "Ach komm, Schwesterchen, kriegst auch was ab", sagte er und nahm sie in den Arm. "Ich lieb´ dich doch."

Am nächsten Morgen klingelte es um kurz vor sieben an der Tür.

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Was ein Mensch braucht, um Mensch zu sein

Vom Modemanager zum Obdachlosen: Carsten Voss verlor nach einem Burn-out Arbeit und Wohnung. Zurück ins Leben fand er am würdelosesten Ort überhaupt: auf der Straße

Uta Keseling, Berliner Morgenpost, 22.04.2012

Irgendwann, eines Morgens im vergangenen Sommer, saß er in der Laube und stellte fest, dass er einen neuen Freund hatte. Oder eine Freundin, das war nicht genau zu erkennen. Eine Spitzmaus, der er im Garten etwas zu fressen hingelegt hatte. Nach ein paar Tagen sah er die Spur im Gras. Ihre Spur. „Eine richtige kleine Mäuseautobahn.“ Er freute sich darüber. Da wohnte er schon einige Wochen in der Gartenlaube in Schmargendorf, die Freunde ihm überlassen hatten. Als letzte Notlösung. Ein Mann ohne Adresse, ohne Ausweis, ohne Geld: Das war er, damals. Er lebte, als gäbe es kein Gestern und kein Morgen und war mit einer Maus befreundet. Verrückt.

Rückblickend sagt Carsten Voss: Vielleicht war es gut so, dass er alles verloren habe. Job, Geld, Wohnung. „Sonst wäre ich eingegangen, ohne dass es irgendjemand gemerkt hätte.“ Er hätte auch sagen können: in meinem alten Leben.

Voss, 51 Jahre alt, ist zum Interview im weißen Hemd gekommen, dazu trägt er einen beigefarbenen Parka, junge Mode von H&M, die dunkelblonden Haare sind ein wenig mit Gel gestylt. Ums Handgelenk hat er neben der Uhr ein orangefarbenes Bändchen geschlungen, er hat eine schwarze Umhängetasche dabei. Eine Art Reisender könnte er sein. Ist er auch, in mehrfacher Hinsicht. 30 Jahre lang war er als

gut bezahlter Manager unterwegs in der Modewelt, reiste auf der Suche nach Trends, Herstellern, Kunden in die fernsten Länder. Er arbeitete für große Versandhäuser, Herrenausstatter, Couturiers. Zuletzt war er drei Jahre in der Führungscrew der Modemesse Bread & Butter. Die Messe hat Berlins Weltruf als Modestadt mitbegründet. Voss trug dazu bei, dass die Messe im alten Flughafen Tempelhof ein Erfolg wurde. Seine jüngste Reise aber war die schwerste. Es war eine Reise ohne Start und Ziel, mit ungewissem Ausgang und ungeahntem Preis. Dass er jetzt davon erzählt, ist ein Experiment. Eine Bewältigung. Sozusagen ein Teil der Rückreise.

Der Schlüssel zu seinem alten Leben passte nicht mehr

Das letzte, was er von seinem alten Leben in der Hand hatte, war ein Schlüssel. Der Schlüssel zu seiner Wohnung am Viktoria-Luise-Platz in Schöneberg, einem Apartment im amerikanischen Stil, offene Küche, Bad, fünf Meter Kleiderschrank mit teurer Kleidung. Er hatte den Schlüssel ins Schloss geschoben. Probesthalber. Eigentlich wusste er genau, was passieren würde: nichts. Der Schlüssel zu seinem alten Leben passte nicht mehr. „Die Hausverwaltung hatte in meiner Abwesenheit meine Wohnung räumen und das Schloss austauschen lassen“, sagt er, lächelt und hält sein Gegenüber mit einem freundlichen Blick aus braunen Augen fest.

Carsten Voss spricht mit der festen Stimme eines Mannes, der 30 Jahre Verantwortung getragen, Entscheidungen gefällt, Mitarbeiter geleitet hat. Der Räumdienst hatte selbst die persönlichsten Dinge mitgenommen. Möbel, Kleider, Zeugnisse, Ausweise, Geburtsurkunde, alles war weg. Entsorgt. „Ab da war ich im Grunde nicht mehr existent.“ Der Absturz vom Modemanager in die Obdachlosigkeit: „Hätte ich eine solche Geschichte vor einigen Jahren gehört, hätte ich gesagt, klar, das kann passieren. Aber nicht mir.“

Ein Dreivierteljahr ist dieser Albtraum jetzt her. Die Wohnungsräumung kam nicht überraschend. „Ich hatte monatelang die Miete nicht gezahlt, aber damals war ich nicht mehr in der Lage, mir selbst zu helfen. Ich bin sehenden Auges ins Unglück gelaufen.“ Zunächst war es ein harmloses Schwindelgefühl. „Dann konnte ich plötzlich nichts mehr hören.“ Der Arzt diagnostizierte einen Hörsturz, ein typisches Burn-out-Syndrom. Typisch auch, wie Voss damit umging: Er wollte es nicht hören. Keine Zeit für Probleme. „Ich ließ mich drei Wochen krankschreiben und arbeitete weiter wie zuvor.“

Arbeit, das hieß für ihn: Rund 150 Tage im Jahr war er auf Reisen, die Wochenenden verbrachte er auf Messen. „Frei hatte ich eigentlich nie.“ Allein um seine Karriere in Stichworten zu umreißen, braucht Voss eine halbe Stunde. Aufgewachsen ist er in Dortmund, sein Vater besaß eine Kleiderfabrik. Der Sohn startete nach dem Abitur steil nach oben, machte eine Ausbildung zum Handelsassistenten bei Karstadt, wechselte danach zum renommierten Herrenausstatter Selbach nach Düsseldorf, reiste für den Otto-Versand um die Welt. Mit erst 25 Jahren war er schon Marketing- und Werbeleiter beim Couturier Louis Feraud, pendelte zwischen Darmstadt und Paris. Er leitete weltweite Marketingkampagnen, organisierte Fotoshootings mit Stars wie Cindy Crawford und Linda Evangelista. Nach einigen anderen Stationen ging er schließlich zur Bread & Butter. Als dort nach drei Jahren vieles im Umbruch war, sagt er, „fühlte ich mich plötzlich zum ersten Mal im Leben alt“.

Dem ersten Hörsturz folgte ein zweiter, danach ein Herzinfarkt. „Nur ein Miniinfarkt“, wiegelt Voss ab, in dem lockeren Kein-Problem-Ton seiner einstigen Arbeitswelt. Fügt dann aber an: „Danach war alles vorbei. Ich konnte nichts mehr, ich wollte nichts mehr, und ich hatte keine Ahnung, was mit mir los war.“ Der Arzt schrieb ihn krank, drei Wochen, sechs, schließlich waren es neun Wochen, die er fehlte. Der Mann ohne freie Tage saß zu Hause und tat - nichts. „Ich wusste nicht, was

ich überhaupt noch wollte“, sagt Voss und denkt einen Moment nach. „Ich wusste nur, was ich nicht mehr wollte. Den Stress.“

Die Kollegen hatten versucht, den Kontakt zu halten, sagt Voss, ebenso der Chef. „Alle versuchten herauszufinden, was mit mir los war. Aber ich saß zu Hause und steckte den Kopf in den Sand.“ Niemand, nicht einmal er selbst, sollte sehen, wie er etwas verlor, von dem er bisher vielleicht gar nicht gewusst hatte, dass es da war. Jenes Päckchen aus Erfahrung, Wissen und Stolz, das man Lebensleistung nennt. Das ihn „ausmachte“, bis dahin. Als man ihm nach drei Monaten einen Auflösungsvertrag anbot, stimmte Voss zu. Er sagt: Es habe sich richtig angefühlt, damals.

„Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ So beginnt der erste Artikel des deutschen Grundgesetzes. „Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ In der christlichen Tradition gilt die Würde als gottgegeben - sie kann niemandem abgesprochen werden. Die Furcht vor dem Verlust der Würde ist eine der tiefsten menschlichen Ängste. Der Psychologe Léon Wurmser hat als Hüterin der menschlichen Würde die Scham definiert. Wer seine Scham verliert, verliert sich selbst.

Carsten Voss sagt, er habe ein schlechtes Gewissen gehabt, weil er nicht mehr arbeitete. Dem Chef gegenüber, den Kollegen, „sie haben sich ja alle sehr fair verhalten“. Aber in den Job wollte er nicht zurück. „Den gab es ja im eigentlichen Sinne auch gar nicht mehr.“ Neue Kollegen, die 20 Jahre jünger waren als er, neue Hierarchien, ein neuer Ton in der Firma. Er empfand all das als Bedrohung.

Der Gesichtsverlust kam auf elektronischem Weg. Anrufe, Mails, Einladungen zu Messen, Events und Meetings wurden immer weniger. „Plötzlich ist man aus allen Verteilern gelöscht.“ Er versuchte, sich mit dem zu heilen, was ihn krankgemacht hatte - mit Arbeit. Er bewarb sich auf ähnliche Posten wie vorher und bekam eine

Ablehnung nach der anderen. Er wandte sich ans Arbeitsamt, dort schickten sie ihn zu den Experten für Führungskräfte und Akademiker. Das Ausland wäre kein Problem für ihn gewesen, sagt er, der Reisende, der in Italien gelebt, in Paris gearbeitet hatte. Die Jobvermittler rieten ihm nur, den Burn-out zum Sabbatjahr zu schönen.

Vielleicht war es ein gutgemeinter Ratschlag, der ihm helfen sollte, das Gesicht zu wahren. Doch er sagt auch viel darüber aus, was Würde in der Arbeitswelt bedeutet. „Mit 49 Jahren“, sagt Voss, „ist man in einer Branche wie der Mode so gut wie tot.“ Für 16 Monate war sein Arbeitslosengeld bewilligt. Als es ausblieb, verkaufte er die letzten Designerkleider und Uhren, schließlich überwies er die Miete nicht mehr. Einen Antrag auf Hartz IV stellte er nie, sagt er, „aus Scham“.

Dass Menschen sich unterscheiden, war nie sein Problem

Heute sagt er: Vielleicht war es gar nicht seins, dieses schillernde Leben. Die Mode selbst habe ihm gar nicht so viel bedeutet. Was ihn anzog, waren die vielen unterschiedlichen Menschen, das Fremde, das Neue. Wenn er reiste, lernte er Sprachen, er spricht fünf. Er traf Künstler und berühmte Persönlichkeiten auf den Messen und in den Hotels und entdeckte die Kunst für sich. 2009 organisierte er am Rande der Bread & Butter in Barcelona eine Kunstaussstellung, Thema: Fluxus und Arte Povera, Aktionskunst der 60er-Jahre. Die Feuilletonisten des ganzen Landes kamen, seine Modekollegen verließen die Eröffnung nach zehn Minuten. Carsten Voss sagt: „Es waren eben Welten, die da aufeinanderprallten.“ Es klingt nicht enttäuscht. Dass Menschen sich unterscheiden, war nie sein Problem.

So ahnten selbst seine besten Freunde nicht, was mit ihm passierte. Er hat so viel mit ihnen über seine Arbeit gesprochen. „Die wenigsten arbeiteten ja in der Modebranche.“ Er wollte nicht missverstanden werden, nicht angeben mit seinem

Leben, das so abgehoben und nach Jetset klang. Vielleicht war es so: Weil die Freunde seine Flughöhe nicht kannten, konnten sie auch die Falltiefe nicht ermessen.

Ein Arzt wies ihn schließlich stationär ins Krankenhaus ein, wegen psychischer Probleme. Als er entlassen wurde, war die Wohnung weg. Er wehrte sich nicht. Schief sein schlechtes Gewissen ein paar Tage bei Freunden weg. Dann boten sie die Gartenlaube an, in Schmargendorf.

„Die Laube war meine Therapie“, sagt Voss. Es gab kein Telefon, an dem jemand hätte fragen können: „Was wird aus dir?“ Kein Fernseher, der ihm Nachrichten der wirklichen Welt ins Gesicht schrie. „Ich saß im Garten und lernte, die Vögel zu unterscheiden“, sagt Voss. Er freundete sich mit der Spitzmaus an. Kontemplativ sei das gewesen, fast wie im Kloster. „Wie Exerziten.“ Er las Bücher, mähte den Rasen, jätete Unkraut. Tat Dinge, die er nicht mehr getan hatte, seit er mit 18 Jahren bei seinen Eltern ausgezogen war. Er vermisste seine Wohnung nicht. Statt der Kunst an den Wänden fand er Bilder in seiner Erinnerung. Wie jenes, das sein Pfarrer ihm im Konfirmationsunterricht mitgegeben hatte, eine Art Gleichnis vom verlorenen Schlüssel in der Nacht: „Der Mensch sucht immer im Lichtschein der Laterne, aber er findet den Schlüssel im Dunkeln, außerhalb des Lichts.“

Dennoch: Die Laube war nicht die Lösung. Es wurde Herbst, der Frost kam, in der Gartenkolonie in Schmargendorf wurde das Wasser abgestellt. Carsten Voss stand im Wortsinn auf der Straße. Und erinnerte sich an einen Ort, an dem er früher oft achtlos vorbeigegangen war, gleich um die Ecke von seiner alten Wohnung. „An der Hohenstaufenstraße in Schöneberg gibt es eine ‚Wota‘,,, er spricht das seltsame Wort mit einem Lächeln aus, „eine Wohnungslosen-Tagesstätte“. Die Sozialarbeiterin dort hielt seine Geschichte zuerst für einen Scherz. „Sie dachte, ich sei von ‚Vorsicht Kamera‘,,, sagt er. „Vielleicht, weil ich nicht so abgerissen aussah wie andere oder mich gewählter ausdrückte.“ Man kann nur ahnen, was es ihn gekostet hat, seine Geschichte das erste Mal zu erzählen.

„Wota“, das Wort gehört erst neuerdings zu seinem Wortschatz. „Eingecheckt“ ist eins aus seinem früheren Leben. So sagt er es: „In der 'Wota' gaben sie mir die Adresse der Notübernachtungsstelle an der Franklinstraße. Als ich dort eincheckte, habe ich gleich am ersten Abend mit dem Leiter gesprochen. Es war ein sehr gutes Gespräch.“ Voss tat, was er bisher nicht über sich gebracht hatte, er bat um Hilfe. „Und die habe ich auch bekommen.“

Die Sozialarbeiter schickten ihn tags drauf zur Friedrichstraße, wo er in der Meldestelle jenes Papier beantragte, das man selbst als Wohnungsloser braucht, um sich auszuweisen. „Es klingt schräg, aber man muss sich sozusagen offiziell obdachlos machen.“ Er bekam einen Ersatzausweis mit der Postleitzahl 10999, ohne Straßeneintrag. Damit wiederum konnte er bei weiteren Behörden Hilfen beantragen, um letztlich wieder „sesshaft“ zu werden - ein Weg, der Wochen in Anspruch nahm.

Heute schildert er all das, sein Leben, wie die Stationen einer Reise, einer Reise mit zuletzt immer weniger Gepäck. An manchen Tagen wanderte er durch die Stadt, sagt er, 30, 40 Kilometer, „das kostete ja nichts“. Er erinnert sich an Besuche bei Aldi, drei Euro in der Tasche, „aber ich merkte, man kommt damit aus“. Die Endstation, als der Winter kam, war die Kleiderkammer an der Levetzowstraße. Kaschmirpullover, teure Woolrich-Parkas hatte er früher getragen. In der Kleiderkammer bekam er zwei Jeans, zwei Hemden, eine schlichte, warme Jacke.

Fünf Wochen schlief Carsten Voss nachts an der Franklinstraße, in den Mehrbettzimmern, wo im Winter all jene stranden, die kein anderes Obdach mehr haben. Er aß mit den Obdachlosen in Tagesstätten, verbrachte die kalten Tage in der Gesellschaft von Menschen, wie sie in seinem Leben bisher nie vorkamen. Er traf auf einen jungen Mann, der Rilke las und eine Geschichte parat hatte, nach der er aus freien Stücken auf die Straße gezogen war. Einer war bei den Eltern rausgeflogen,

weil er schwul war. Ein Dritter fand keinen Weg aus seinen Drogenproblemen. „Sie konnten oder wollten nicht mit den Sozialarbeitern sprechen, aber ich hatte einen guten Draht zu ihnen“, sagt Voss. Auf Augenhöhe, so kann man es vielleicht sagen, spricht es sich leichter. Auch über den Verlust des wichtigsten Wertes, den ein Mensch braucht, um Mensch zu sein - der eigenen Würde.

Was ist Würde? „Mit Messer und Gabel zu essen“, antwortet Voss spontan, oder um eine Serviette zu bitten oder wenigstens ein Taschentuch, statt den Ärmel zu nehmen. „Ich denke, Würde ist etwas, das man verinnerlicht. Das einem keiner nehmen kann.“ Er fand es nicht schlimm, gebrauchte Kleider zu tragen. Er fand neue Bekannte in der Übernachtungsstelle an der Franklinstraße, die ihn mitnahmen durch die Stadt. Er registrierte die Blicke der Passanten in der U-Bahn, die ebenso betont desinteressiert dreinschauten wie er selbst, damals, als er mit Kopfhörern in den Ohren und Handy in der Hand in der Bahn saß. Auf dem Weg zur Arbeit. Trotzdem gab es für ihn eine Grenze. Gebrauchte Unterwäsche, sagt er, habe er nicht genommen. Da beantragte er dann doch Hartz IV.

Ohne Hilfe hätte er den Weg zurück ins Leben nicht geschafft

Die Sozialarbeiter sagten ihm, dass er kein Einzelfall sei. Dass es immer mehr Akademiker gibt, Mittelständler, Menschen wie ihn, die obdachlos werden. Weil sie die Arbeit verlieren, die Wohnung, psychisch krank werden und verzweifeln aus Scham.

Carsten Voss sagt: Ohne die Hilfe der Sozialarbeiter bei Caritas und Stadtmission hätte er den Weg zurück ins Leben nicht geschafft. Es klingt, als habe er seine Würde ausgerechnet an dem Ort wiedergefunden, den viele für den würdelosesten überhaupt halten - auf der Straße.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Fünf Wochen, nachdem Voss in der Franklinstraße „eingescheckt“ hatte, bekam er wieder einen eigenen Schlüssel in die Hand - zu seiner neuen Wohnung. „Eine Übergangswohnung der Caritas, im Wedding, dritter Hinterhof, vierter Stock“, sagt Carsten Voss und er klingt zufrieden. Seit vier Monaten lebt er jetzt dort, anfangs schlief er auf einer Luftmatratze, bevor er einen Zuschuss bekam für ein paar einfache Möbel. Er hat auch Arbeit gefunden. Als Product Manager bei einer PR-Agentur, die Reisedestinationen vermarktet. Die Firma hat ihren Sitz in Süddeutschland, und zu Voss' Erstaunen sind dort die Wochenenden heilig. Sie sind nicht für Messen reserviert, sondern gelten als freie Tage. Er sagt: „Ich bin wieder ich.“

Und es gibt noch etwas, das ihm geholfen hat, sich selbst wiederzufinden: Er hat begonnen, seine Geschichte zu erzählen. An Weihnachten war in der „Bild am Sonntag“ ein kleiner Artikel erschienen: „Mein erstes Weihnachten als Obdachloser“. Der Text endete mit dem Satz: „Ich fange noch mal von vorn an.“ Voss war überrascht von den Reaktionen. 30 Jobangebote, viele Menschen, die einfach helfen wollten - und zahlreiche Journalisten fragten an. In einer Talkshow bei Sandra Maischberger traf er auf andere Menschen, die, wie er, den Boden unter den Füßen verloren hatten und wieder aufgestanden waren. Er sagt: Leicht sei es nicht gewesen, mit seiner Geschichte an die Öffentlichkeit zu gehen. Aber er wollte seine wichtigste Erfahrung weitergeben: „Ich habe gesehen, es gibt wirklich Hilfe, wenn man das will und auch mitarbeitet.“ Manchmal bedürfe es nur eines Menschen, der an einen glaube und einen unterstütze, um wieder „da“ zu sein.

Ein paar Gewohnheiten hat Carsten Voss auch nach seiner Rückkehr ins Leben von der Reise ins Nichts behalten. „Das Spaziergehen, sich durchpusten lassen“, sagt er. Und er schauet jetzt genauer hin, wenn er unterwegs ist. Er sieht dann Menschen, die leere Pfandflaschen aus dem Müll suchen oder Zigarettenskippen auflesen, um sie zu Ende zu rauchen. „Ich wusste nicht, wie viele Leute so etwas tun.“ Er sieht die Kinder, die den ganzen Tag in den Weddinger Hinterhöfen spielen. Und die Vögel, deren Namen er inzwischen alle kennt. Im Winter hat er sie gefüttert. Denn

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

in Wedding, sagt er, „leben sogar die Vögel auf der Straße.“ Aber tun Vögel das nicht überall?, könnte man einwenden. Er sagt: „Vielleicht. Aber ich habe sie bisher nicht gesehen.“

Test oder Leben

Bald wird es eine neue Blutuntersuchung auf das Downsyndrom geben - schnell und risikolos. Was den Mediziner Michael Entezami begeistert, fürchtet Esther Hottenrott, Mutter eines Jungen mit Trisomie-21: die Treffsicherheit des Tests. Ist ihr Sohn Caspar einer der Letzten, die noch zur Welt kommen durften?

Barbara Nolte, Tagesspiegel, 24.03.2012

Esther Hottenrott sitzt an ihrem Küchentisch in der Gotenstraße in Schöneberg. Sie ist Bühnenbildnerin, eine lebhaft, zierliche Frau mit lockigen Haaren. Als sie erfuhr, dass sie schwanger war, entwarf sie gerade eine Skulptur für das Foyer des Stadttheaters Basel, erzählt sie. Das Kind kam im Frühjahr, ein Junge. Sie nannten ihn Caspar. Caspar war klein, er trank schlecht. Drei Tage war er alt, als Esther Hottenrott Fotos von ihm machte. Sie schaute durch den Sucher und dachte: "Der sieht einfach anders aus." Nach einer Woche bestätigte ein Arzt im Krankenhaus ihre Ahnung: Downsyndrom. Der Arzt sagte: "Und so was kurz vor Ostern."

Michael Entezami steht in der Tür des Besprechungszimmers der Gemeinschaftspraxis Kudamm 199, der er angehört. Ein schmaler Mann in einem zu großen Anzug. Entezami war Gynäkologe in Lüneburg, als er eine schwangere Frau betreute, der eine Frühgeburt drohte. Sie holten das Kind schließlich mit einem Kaiserschnitt. Es stellte sich heraus, dass es Trisomie 18 hatte, eine Chromosomenstörung, weit folgenschwerer als das Downsyndrom. Diese und eine andere ähnliche Erfahrung, sagt Entezami, hätten ihn bewogen, Pränataldiagnostiker zu werden. "Da haben wir alles dafür getan, eine Schwangerschaft zu erhalten, und das Kind starb nach wenigen Wochen." Er spricht leise und sehr schnell. "Wir wussten es damals nicht besser."

Auch Esther Hottenrotts Sohn Caspar schwebte über Monate zwischen Leben und Tod. Seine Aorta war verengt, die Herzscheidewand hatte ein Loch. Kinder mit

Downsyndrom haben häufig schwere Herzfehler. Die ersten Wochen schlief Esther Hottenrott neben ihrem verkabelten Kind im Krankenhaus. Caspar wurde operiert, acht Stunden lang. Sie habe es kaum ausgehalten, sagt Hottenrott, ihr Baby der Apparatedizin überlassen zu müssen.

Drei Wochen verspätet verschickten sie die Geburtsanzeige: Ein hübsches Foto, auf dem Sarah, Esther Hottenrotts damals zweijährige Tochter, den kleinen Bruder auf dem Arm hält. Ein Freund antwortete: "Ach, du scheiße." Eine Nachbarin sagte: "Deine Karriere kannst du dir abschminken." Eine Verwandte fragte: "Haben sie denn keine pränatale Diagnostik gemacht?" Fast 13 Jahre ist das nun her. Da deutete sich schon an, was viele Eltern von Kindern mit Downsyndrom berichten: Früher mussten sich Paare dafür rechtfertigen, ein Kind abzutreiben. Heute müssen sie sich dafür rechtfertigen, ein Kind nicht abgetrieben zu haben, wenn es behindert ist.

Sechs Ärzte, die jährlich 8000 Schwangeren mit Ultraschallsonden in die Bäuche schauen, vier Humangenetiker, die die Gene aus dem Fruchtwasser und der Plazenta auf Defekte untersuchen: Kudamm 119, wo Michael Entezami seit zwölf Jahren Teilhaber ist, ist Berlins größte Praxis für Pränataldiagnostik. Seit seiner Zeit als Klinikarzt in Lüneburg haben sich die vorgeburtlichen Untersuchungsmethoden stark verbessert. Auch hat sich das Einsatzgebiet erweitert: Die meisten Patientinnen kommen nicht in die Praxen, um abklären zu lassen, ob ein Fötus so schwer geschädigt ist, dass er kurz nach der Geburt stirbt. Sondern weil sie mit einem behinderten Kind nicht leben wollen. Die Untersuchung auf das Downsyndrom, medizinisch Trisomie 21, ist zumindest für ältere Schwangere eine Selbstverständlichkeit geworden. "Die Frauen kommen zu uns, um zu hören, alles ist gut", sagt Michael Entezami. "Wenn das nicht so ist, ist das für viele ein Schock, der eine Krise auslöst, die mit einer Krebsdiagnose vergleichbar ist."

Entezami hat sich an den Konferenztisch gesetzt, die Hände auf der Tischplatte gefaltet. Er berichtet von einem neuen Test, mit dem aus nur zehn Milliliter Blut der Mutter, entnommen in der zwölften Schwangerschaftswoche, festgestellt werden kann, ob sie ein Kind mit Trisomie 21 erwartet. Mit fast hundertprozentiger Sicherheit und ohne das Risiko, das Kind durch die Untersuchung zu verlieren. Entezami hat an der

Pilotstudie mitgearbeitet, er ist spürbar stolz darauf. Ein paar Jahre ist es schon her, da ließ er bei 60 Frauen, bei deren Föten Verdacht auf Trisomie 21 bestand, Blut sowie Fruchtwasser oder Plazenta-Gewebe auf die Chromosomenstörung testen. In allen neun Fällen, bei denen das Downsyndrom vorlag, kam der Bluttest zum selben Ergebnis. Was mit den Kindern passiert ist? Wurden sie abgetrieben? "Davon gehe ich aus", sagt Entezami.

Casper, Esther Hottenrotts Sohn, ist mittlerweile zwölf Jahre alt. Jetzt steht er in der Küchentür. Schwarzer Pulli, beige Cordhose. Einen Ball in der Hand, den er nach der Mutter wirft. "Jetzt ist Ende im Gelände. Geh in dein Zimmer. Wir wollen uns unterhalten", sagt Esther Hottenrott und schiebt ihn zur Tür hinaus.

"Kinder wie Caspar", sagt sie, "wird es bald nicht mehr geben." Zwischen 90 und 95 Prozent der Schwangeren treiben ab, wenn sie den Befund Downsyndrom bei Untersuchungen vor der Geburt bekommen. Noch gehen nicht alle dorthin. Doch der risikolose Bluttest könnte bald zur normalen Schwangerschaftsvorsorge gehören. "Nach einem positiven Testergebnis ist das Kind plötzlich nicht mehr das Kind, sondern nur noch das Downsyndrom. Da wird ein Mensch auf eine klinische Diagnose reduziert", sagt Esther Hottenrott. "Dabei sind Menschen mit Downsyndrom so verschieden wie alle anderen Menschen auch. Was maßen wir uns an, zu bestimmen, wen wir in die Gesellschaft hereinlassen und wen nicht?"

Als Hottenrott mit ihrer Tochter schwanger war, hat ihre Frauenärztin sie auf die pränatale Untersuchung hingewiesen. "Und was ist, wenn sie was finden?" , fragte sie damals zurück, "operieren sie dann im Bauch?" Auch mit Caspar ist sie nicht hingegangen. Sie ist keine Abtreibungsgegnerin. "Aber wenn man sich ein Kind wünscht", erklärt sie, "kann man doch nicht sagen: Dieses Kind nehme ich, dieses Kind nehme ich nicht."

An einen Schock, von dem Michael Entezami berichtet, wenn Eltern von einem Befund auf Downsyndrom erfahren, kann Hottenrott sich nicht erinnern. Ihr ganzes Denken kreiste damals um die Lebensgefahr, in der Caspar schwebte: Wie sie das Baby retten und der kleinen Tochter gerecht werden könne. Ihrem damaligen Lebensgefährten ging es genauso. Dem Mitleid und mancher Taktlosigkeit begegneten

sie mit Trotz. Der Bekanntenkreis, sagt Hottenrott, habe sich schnell neu sortiert. "Wer ein behindertes Kind bekommt, wechselt in der Gesellschaft die Straßenseite."

Das fange schon damit an, dass man die Anonymität verliere, erklärt sie. Caspar fällt mit seiner sichtbaren geistigen Behinderung im Stadtbild auf. "Mama, die glotzen", sagte Tochter Sarah manchmal, wenn sie zusammen in der U-Bahn saßen. "Wir glotzen zurück", sagte Hottenrott dann, und alle drei erwiderten ostentativ starrend die Blicke. Heute spricht die Tochter, mittlerweile 16, vom "Zoogefühl". Abschätziges Bemerkungen seien selten, sagt Esther Hottenrott. Aber auch vermeintlich Positives sei eine Abgrenzung, etwa wenn jemand sagt: "Wie Sie das nur schaffen!"

Dabei waren die Anstrengungen, Menschen mit Downsyndrom in die Gesellschaft zu integrieren, nie so groß wie heute: Kinder mit Downsyndrom spielen in Fernsehfilmen mit. Sie sind auf großen Plakatflächen abgebildet. Alles Diskriminierende, vom lange gebräuchlichen Wort mongoloid bis zur Bezeichnung Sonderschule, wo viele dieser Kinder unterrichtet werden, ist aus dem Sprachgebrauch verbannt. Viele besuchen diese Schulen auch gar nicht mehr, die heute Förderzentren heißen. Kinder mit Downsyndrom werden zusammen mit nicht behinderten Kindern unterrichtet.

Auch Esther Hottenrott schulte Caspar in der Regelschule ein, die Charlotte-Salomon-Grundschule in Kreuzberg. Vor zwei Jahren hat sie ihn wieder heruntergenommen. Die anderen hielten schon Referate, sagt sie, Caspar malte noch Vorlagen aus. Er habe sich dort das Verhalten eines Klassenclowns angewöhnt. "Er spürte, dass er das Geforderte nicht bringen konnte, also brachte er etwas anderes." Sie hält vieles für "reine politische Korrektheit", was als Errungenschaft gilt, Camouflage, die bemäntele, dass die Gesellschaft mit Behinderten immer weniger selbstverständlich umgehe. Die Fernsehfilme "verkitschten" Menschen mit Trisomie 21: "Der kleine Downie, der das perfekte Familienglück erst herausfordert und dann aufgrund seiner Niedlichkeit bereichert." Auch die Plakate der "Aktion Mensch" mit den "zurechtgemachten" Menschen mit Downsyndrom, wie sie es ausdrückt, findet sie zwiespältig. "Die zeigen: Wenn man behindert ist, muss man wenigstens klasse

aussehen. Behinderte werden möglichst auf unsere Idee von lebenswertem Leben gebracht."

Caspar geht jetzt in der Mittelstufe der Finkenkrug-Schule, ein Förderzentrum mit Schwerpunkt geistige Entwicklung in Wilmersdorf. "Wir helfen den Kindern, das Leben zu bewältigen", sagt seine Lehrerin, Elinor Fernandez. "Wir wollen sie nicht auf einen Standard bringen, der sich etwa in Beurteilungen ausdrückt: ‚Das Kind bewegt sich im Zahlenraum von 0 bis 20.‘ Was soll das heißen?" Caspar kann zählen, aber nur, wenn er die Löffel Kakao abzählt, die er sich in die Tasse schüttet. Er ist das einzige Kind mit Downsyndrom in der Klasse. Früher, sagt Fernandez, seien es mehr gewesen. Stattdessen landeten häufig Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten an ihrer Schule. Aus der Inklusion, wie sie seit Jahren propagiert wird, die alle mitnehmen soll, fallen andere heraus.

Fernandez unternimmt häufig Ausflüge mit ihren Schülern. Sie findet das Klima draußen mitunter "angestrengt integrativ". Es gelte zwar die Prämisse, dass alle aufgeklärte, liberale Menschen seien. Doch man schaue sich den Einzelnen nicht mehr richtig an. "Vor ein paar Jahren war der Umgang mit Behinderten unbeschwerter."

Vor Renate Brünig sitzen die Paare, die überlegen, ob sie in der heutigen Zeit ein behindertes Kind bekommen sollen. Brünig leitet die Beratungsstelle von Donum Vitae am Kurfürstendamm 199, im Hinterhaus der pränataldiagnostischen Praxis. "Mitunter holen wir völlig verzweifelte Frauen dort ab", sagt sie. Brünig kocht den Frauen Tee, reicht ihnen Taschentücher. Ein ganzes Fach im Regal ihres Beratungszimmers hat sie mit Papiertaschentuch-Päckchen vollgestopft. Brünig kommt aus der Frauenbewegung, seit 30 Jahren berät sie Schwangere. In den Sitzungen gehe es um ein Innehalten, sagt sie, darum, den Automatismus zu durchbrechen, einen Schwangerschaftsabbruch zu machen, was oftmals der erste Impuls sei. Deshalb hat Brünig auch gegen den Bluttest auf Trisomie 21 "massive Bedenken". Noch spürten die Frauen, dass es um Leben und Tod gehe. Existenzielle Fragen kämen auf: Wer erlaubt mir, dass ich das entscheide? Darf ich das überhaupt? Wer bin ich? "Wird ein Test auf Trisomie 21 zur Standarduntersuchung, wird auch eine Entscheidung zum Abbruch scheinbar leichter."

Oben, im vierten Stock des wuchtigen Gründerzeitbaus, sitzt Entezami, der Arzt, und redet den Test klein. Die meisten Frauen würden ihn ohnehin nicht machen, er sei zu teuer, 1200 Euro. Die Krankenkassen zahlten ihn nicht. Außerdem müsse das Blut nach Konstanz transportiert werden, wo Computer drei Tage lang bräuchten, um den Befund zu erstellen. Und wenn die Kassen den Test dennoch schnell in ihr Standardprogramm aufnehmen, weil es sie viel teurer kommt, einen Menschen mit Downsyndrom ein Leben lang zu versorgen? "Das ist eine gesellschaftliche Entscheidung", sagt er.

Esther Hottenrott fürchtet, dass die Gesellschaft ein routiniertes Aussortieren von Menschen mit Downsyndrom letztlich billigt. Ihr Sohn Caspar ist noch zu jung, um zu wissen, was pränatale Diagnostik ist. Aber später, wenn er es begreife, sagt sie, wie soll er sich dann fühlen? "Etwa: ‚Ich bin denen durch die Lappen gegangen‘?" Eltern von erwachsenen Kindern mit Downsyndrom sagen, dass sie ihnen das Thema verschweigen, weil es sie ängstigen und beleidigen würde.

Bislang, sagt Michael Entezami, sei die Anzahl der Geburten von Kindern mit Trisomie 21 noch konstant. Die hohe Abtreibungsrate werde dadurch ausgeglichen, dass Frauen später Kinder bekommen; das Risiko, ein Kind mit der Chromosomenstörung zu erwarten, steigt mit dem Alter der Mutter. "Man darf das Downsyndrom nicht verharmlosen", sagt er. "Es geht häufig einher mit einer schweren geistigen Behinderung. Es sind noch immer die Frauen, die die Kinder pflegen. Neun von zehn Beziehungen zerbrechen daran." Entezami steht auf. Er will weiter. Er hat heute eigentlich seinen freien Tag. "Die Frau entscheidet", sagt er noch. Entezami, der Karrieremediziner, als nüchterner Vertreter des Mottos der Frauenbewegung: Mein Bauch gehört mir. Draußen im Wartezimmer hängen Hunderte Fotos von Neugeborenen, deren Mütter in der Praxis untersucht wurden: Babys mit rosigen Gesichtern, manche noch ganz verquollen von der Geburt. Eines hat die typisch schräg gestellten Augen. Darauf steht geschrieben: Matilda, geboren im September 2009. Vielleicht ist sie eine der Letzten ihrer Art.

Der goldene Stein

Ein junger Straßenbauer aus Brandenburg bekommt von einer Familie aus Israel den ersten Auftrag seines Lebens. Die Geschichte einer Stolpersteinverlegung

Anja Reich, Berliner Zeitung, 10.12.2011

Neunundsechzig Jahre und einundsiebzig Tage, nachdem die Jüdin Else Hecht aus ihrer Wohnung in der Motzstraße abgeholt wurde, bekommt der Lehrling Andreas Wünsch den Auftrag, für sie einen Gedenkstein in den Berliner Bordstein zu schlagen. Es ist kurz vor Schichtende, Wünsch hat den ganzen Tag auf dem Lehrbauhof in Marienfelde Pflastersteine verlegt, in der Reihe, im Kreis, im Mosaik, als ihm Herr Saager, sein Ausbilder, mitteilt, morgen werde er mal nicht in der Halle arbeiten, sie würden in die Stadt fahren, Stolpersteine verlegen, 13 Stück.

Dirk Saager zeigt ihm eine Pappkiste, in der ungefähr ein Dutzend kleine quadratische Betonsockel liegen, auf denen Metallplatten befestigt sind. In die Platten sind Namen, Daten und Orte eingraviert. Andreas Wünsch hat noch nie von diesen Steinen gehört. Er kennt nur alte Kriegsdenkmäler aus den Dörfern in Brandenburg, wo er aufgewachsen ist, sagt er später. Er ist 19, ein schmaler Junge mit rasiertem Kopf, weichem Lächeln und unruhigen Augen. Er kommt aus Wildau in der Nähe von Königs Wusterhausen. Andi nennt er sich, seine Freunde sagen Neger oder Kanake zu ihm, weil sein Vater aus Saudi-Arabien kommt und er gerne HipHop-Hosen trägt. Stört ihn aber nicht, sagt er. „Ich bin ein aufgeschlossener Mensch, der mit allen klarkommt, auch mit Türken.“ Wenn er überhaupt Probleme habe, dann „mit irgendwelchen Möchtegerntürken oder anderen Ausländern, sonst respektiere ich jeden Menschen.“ Juden respektiere er auch, sagt Andreas Wünsch. „Ich kenn zwar keinen, aber wenn, hätt ich kein Problem mit.“

Ruth Rotstein schläft nicht viel in dieser Nacht, sie ist spät ins Bett gegangen und wird immer wieder wach in ihrem Hotelzimmer in der Kochstraße. So lange hat

sie auf diesen Moment gewartet, sie ist dafür extra aus Israel gekommen, und jetzt muss sie sich doch immer wieder sagen, dass es gut ist, dass sie das Richtige tut.

Anfang dieses Jahres hat Ruth Rotstein eine Telefonnummer in Berlin angerufen und dem Mann am anderen Ende der Leitung gesagt, sie würde gerne für ihre Großeltern Else und Karl Hecht zwei Steine verlegen lassen, „Stolpersteine“, hat Ruth Rotstein gesagt, sie spricht gut deutsch.

Sie erzählte dem Mann von der Stolperstein-Initiative, was sie über ihre Großeltern weiß: Else und Karl Hecht kamen aus Plauen, wo sie zwei Geschäfte führten, Else eins für Frauen-, Karl eins für Herrenbekleidung. Sie hatten zwei Töchter, denen rechtzeitig die Flucht gelang, nach England und Palästina. Else und Karl Hecht blieben. Wahrscheinlich fühlten sie sich zu alt für einen Umzug in ein fremdes Land. Oder sie ahnten nicht, wozu die Nationalsozialisten in der Lage waren. Ruth Rotstein weiß nicht viel über ihre Großeltern. Sie wurde erst in Palästina geboren und hat sie nie kennengelernt. Ihre ältere Schwester Inge kann sich noch daran erinnern, wie sich ihre Großmutter vor der Flucht aus Deutschland von ihr verabschiedet hat, wie sie sie auf den Arm nahm, fest an sich drückte und wie nass ihre Oma war, nass vor Tränen, aber das hat Inge erst viel später verstanden.

Es gibt Unterlagen, die belegen, dass Karl Hecht im Januar 1942 im Jüdischen Krankenhaus in Moabit an einer Lungenentzündung starb und auf dem Jüdischen Friedhof in Weißensee beigesetzt wurde. Von Else Hecht existieren zwei Briefe an ihre Tochter Eva in London, kurze abgehackte Schreiben, ohne ein negatives Wort – Juden war es verboten, zu klagen und pro Brief mehr als 30 Worte zu schreiben. Eine Nachricht stammt vom 9. August 1942. „Geliebtes Kind“, heißt es darin. „Dies Antwort auf beglückenden Junibrief. Nichts von Kindern? Bin gesund, arbeite, verdiene. Sehnsucht unendlich. Bleibt gesund und stark. Innigste Küsse. Dir, Kindern. Mutter“. Mit Adresse und Datum sind es genau 30 Wörter.

Sechs Tage später, am 15. August 1942, wurde Else Hecht aus ihrer Wohnung in der Motzstraße 82 abgeholt und in ein Konzentrationslager nach Riga deportiert. Am 18. August wurde sie ermordet.

Eles Tochter, die Mutter von Ruth Rotstein und Inge Goldstein, hat nie darüber

gesprachen, kein Wort. Sie hat immer nur die wunderschönen deutschen Wälder, in denen man Beeren und Pilze sammeln konnte, erwähnt, und jetzt, da sie und ihre Schwester tot sind, ist es zu spät, Fragen zu stellen. Was bleibt, ist das Bedürfnis, etwas zu tun, eine Verbindung herzustellen zu den vergessenen Großeltern. Dieser kleine Stein aus Messing könnte so eine Verbindung sein.

Fast die ganze Familie ist mit nach Berlin gekommen, Ruth Rotsteins Kinder aus New Jersey, ihre Schwester und ihr Schwager aus New York, ihre Enkelin aus London. Nachdem sie aufgestanden ist, holt Ruth Rotstein ein paar alte Fotos und die Briefe ihrer Großmutter aus ihrem Koffer, die sie aus Israel mitgebracht hat und lehnt sie nebeneinander ans Fenster. Draußen wird es langsam hell.

Andreas Wunsch lädt die Kiste mit den Steinen in den blauen Kleinlaster der Baugewerkschaftsinnung. Es ist feuchtkalt und grau. Nachts hat es Bodenfrost gegeben. Bodenfrost ist schlecht für Straßenarbeiten. Dirk Saager überlegt kurz, ob er die Aktion abbläst, er macht einen Anruf, dann entscheidet er, dass sie doch fahren, in die Motzstraße sind extra Angehörige gekommen, aus Israel und den USA. Die kann man nicht wieder wegschicken.

Zu viert machen sie sich auf den Weg. Der Hausmeister lenkt den Transporter, Andreas Wunsch und Akin Gündogdu, ein Lehrling aus dem zweiten Lehrjahr, sitzen auf den Rückbänken, Dirk Saager folgt mit seinem Wagen, die Routenplanung in der Tasche: sieben Stellen, 13 Steine. In der Kreuznacher Straße geht es um 9 Uhr mit Ignaz Sebastian Jezower und seiner Frau Erna, deportiert am 13. Januar 1942, los. Wenn alles gut läuft, sind sie um 12.30 Uhr in der Aschaffenburgstraße 24 mit Margarete Schenk, am 16.12.1943 in Theresienstadt ermordet, fertig.

Stolpersteine beruhen auf einer Idee des Künstlers Gunter Demnig. Anfang der 90er-Jahre verlegte er – damals noch illegal – einen Stein in Kreuzberg, um daran zu erinnern, dass hier, mitten in der Stadt ein Mensch lebte, der aus seiner Wohnung abgeholt und von den Nazis ermordet wurde. Seitdem wurden in Europa 30.000 Stolpersteine verlegt, in Deutschland an 655 Orten. Die Anträge werden in der Regel von Angehörigen oder Hausbewohnern gestellt. Manchmal weigern sich Bewohner, sich an den 110 Euro, die ein Stolperstein kostet, zu beteiligen, manchmal klagen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hausbesitzer, weil sie um den Wertverlust ihrer Immobilie fürchten, manchmal haben Angehörige eigenwillige Wünsche: Neulich hat einer darauf bestanden, dass auf dem Stein für seinen Großonkel vermerkt wird, die Amerikaner hätten damals das Visum verweigert. Die Initiatoren fanden das unangemessen, aber dann haben sie es gemacht, in abgemilderter Form. Für Stolpersteine gibt es keine staatlichen Gelder und keine politische Linie. Zu den Verlegungen kommen keine Bürgermeister oder Staatssekretäre, sondern Angehörige, Anwohner und Leute, die gerade zufällig die Straße entlanglaufen.

Für zehn Tage sind Ruth Rotstein und ihre Verwandten nach Berlin gekommen. Sie waren im Scheunenviertel, auf dem türkischen Markt in Kreuzberg, in der C/O-Galerie in der Oranienburger Straße, und am Sonnabend, als auch das letzte Familienmitglied endlich angekommen war, sind sie zusammen mit dem 200er Bus nach Weißensee gefahren, um das Grab von Karl auf dem Jüdischen Friedhof zu suchen. Der Friedhof war zu, wie immer am Sabbat. Sie standen vor dem großen Tor, acht Familienmitglieder aus drei verschiedenen Generationen, und fragten sich, wie ihnen das passieren konnte. Vielleicht waren sie zu aufgeregt oder zu müde, vielleicht konnten sie sich einfach nicht vorstellen, dass auch in Berlin jüdische Regeln gelten.

Die Stadt ist ihnen vertraut und fremd zugleich. Ruth Rotstein hofft, dass sich ein Kreis schließt bei diesem Familientreffen in Berlin, sagt sie. Inge Goldstein, die Ältere, 1930 in Plauen geboren, will davon nichts hören. Jahrzehntlang weigerte sie sich, zurückzukommen, dann kam sie doch, in den Achtzigern, als amerikanische Wissenschaftlerin, die den Einfluss der Umweltverschmutzung auf Asthma-Erkrankungen in Ostdeutschland untersuchte. Die berufliche Distanz half ihr. Aber als sie vor fünf Jahren mit ihren Kindern Berlin besuchte, mochte sie zwar die Lebendigkeit und Offenheit der Stadt, gleichzeitig war es genau das, was sie störte. Sie wusste, dass ihre Mutter Berlin in den 30er-Jahren aus genau diesen Gründen geliebt und es nie verwunden hat, von hier vertrieben worden zu sein.

Lange wusste Inge Goldstein nicht, ob sie zur Stolpersteinverlegung kommen würde, sie sagte zu, sagte wieder ab. Aber nun ist sie hier, mit ihrem Mann und ihrer Tochter. Kurz nach zehn macht sich die Familie auf den Weg in die Motzstraße.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dirk Saager ist ein bisschen aufgereggt, wie immer, wenn er mit seinen Lehrlingen diese Touren macht, die erste war im Frühling dieses Jahres. Früher hat Gunter Demnig jeden Stein selbst in den Bürgersteig geklopft, mittlerweile kommt er kaum noch hinterher, so viele Anträge gibt es. Im November wurden in der Sybelstraße in Berlin-Charlottenburg an einem Tag 66 Stolpersteine verlegt, 21 vor einem einzigen Haus. Bei diesen Mengen rückt Saager gleich mit einer ganzen Brigade an. „Es ist gut für die Lehrlinge, mal rauszukommen“, sagt er „und wenn sie erstmal draußen sind, merken sie schnell, dass es um mehr geht.“

Seine Lehrlinge kommen aus Marzahn, Neukölln, Hohenschönhausen, Brandenburg. Jungs mit Piercings, Tätowierungen und kahl geschorenen Schädeln, die oft nur einen Hauptschulabschluss haben und vom Arbeitsamt vermittelt werden. Über den Holocaust wissen sie wenig. Wenn man Andreas Wunsch danach fragt, erzählt er, dass sein Urgroßvater im Zweiten Weltkrieg gefallen ist, seine Ururgroßmutter von den Russen vergewaltigt wurde. Er sagt, er wundere sich darüber, „warum Adolf, der doch selbst kein Deutscher war, es so mit Rassentheorien hatte“. Und auf die Frage, ob er wisse, wie viele Juden von den Nazis ermordet wurden, blinzelt er ins milchige Herbstlicht und fragt: „50 000?“

Andreas Wunsch ist der Einzige aus dem ersten Lehrjahr, der heute mitfährt. Er weiß, dass es „was Besonderes ist, diese goldenen Steine reinzusetzen“, eine Anerkennung, „weil ich gute Arbeit leiste.“

Als Junge war er ein vielversprechendes Radrenttalent. Mit neun ging er auf die Sportschule Berlin-Hohenschönhausen, bei der Jugend-Weltmeisterschaft in Moskau 2008 wurde er Siebter im Sprint. Ein Jahr später schmiss er hin. Er hatte keine Lust mehr, an den Wochenenden immer nur Rennen zu fahren. Er wollte feiern, Mädchen kennenlernen. „Ich hab’s verkackt“, sagt er. „Jetzt bereu ich es.“

Um seinen Hals hängt eine Kette mit einem Silbermedaillon. Auf der einen Seite steht sein Name, auf der anderen der seines Vaters: Abdul Manhan Fahet. Er kennt ihn kaum. Seine Mutter lernte ihn nach der Wende in einer Disco in Königs Wusterhausen kennen. Er soll jetzt irgendwo in Thüringen leben. Die Kette hat er sich vor einem Monat anfertigen lassen. „So ne Hundemarke, wie die Soldaten haben“, sagt Andreas

Wünsch.

Den erweiterten Hauptschulabschluss schaffte er im zweiten Anlauf. Er bewarb sich bei der Bundeswehr, wurde aber nicht angenommen. „Weil ich ADHS habe“, sagt er, die Aufmerksamkeitsstörung. Eine Lehre zum Altenpfleger hat er abgebrochen und dann auf Baustellen und als Kellner gejobbt, wollte aber wieder „was Richtiges machen“, wie sein Opa. „Der hat ne Fahrschule, und der hat zwei Häuser gebaut.“ Opa ist sein Vorbild. Im September hat Andreas Wünsch die Ausbildung zum Straßenbauer begonnen. Stundenlang hockt er seitdem auf den Knien im Sand, lernt, wie man im Verbund verlegt, was eine 45-Grad-Passe ist, dass Bernburger Pflaster weicher als Granit ist. „Macht tierisch Spaß“, sagt er.

Ruth Rotstein und ihre Verwandten sind viel zu früh in der Motzstraße. Man könnte sie für eine Touristengruppe halten, wie sie hier stehen mit ihren warmen Jacken, dem praktischen Schuhwerk und den Fotoapparaten in der Hand, nur dass es weit und breit nichts zu besichtigen gibt. Die Motzstraße ist eine lange Straße, die in ihrem Verlauf mehrfach ihren Charakter ändert. Am Nollendorfplatz, wo sie anfängt, ist sie lebendig, bunt und schwul, in ihrer Mitte, am Viktoria-Luise-Platz, prächtig und bürgerlich, und am Ende, kurz vor dem Prager Platz, schmucklos und billig. Die Bäume hier sind noch jung, die Häuser Nachkriegsbauten mit winzigen Balkonen. An einer Ecke gibt es einen Schlecker-Markt, an der anderen ein Sonnenstudio namens Sunshine. Das Haus mit der Nummer 82 liegt etwa in der Mitte. Es hat sechs Etagen und eine graue Fassade. Der Rasen ist gestutzt, es gibt einen rund geschnittenen Zierbusch. Auf den Gehwegen liegt kein Blatt, auf einem Balkon hängt ein Vogelhäuschen, ein Schild warnt vor dem bissigen Hund. Es ist ein ordentliches deutsches Nachkriegshaus, nichts erinnert hier an Else Hecht.

Dirk Saager und seine Lehrlinge kommen langsam voran. Am Wetter liegt es nicht. Der Boden ist nicht mehr gefroren, die Erde lässt sich leicht aufbrechen, die Pflastersteine sind mühelos zu entfernen und die aus Messing reinzusetzen. Die Hindernisse sind andere: Bei der ersten Station, in der Kreuznacher Straße, muss Andreas Wünsch eingewiesen werden. In der Georg-Wilhelm-Straße wurde ein alter Stolperstein falsch verlegt, das lässt Saager gleich korrigieren. Dafür machen sie die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Frühstückspause durch, jetzt liegen sie wieder ganz gut in der Zeit, aber dann fällt Akin Gündogdu ein, dass er seine Arbeitsschuhe gestern auf der Baustelle vergessen hat, sie machen einen Umweg. Sie beeilen sich, aber auf dem Weg in die Motzstraße verfahren sie sich und merken es zu spät.

Ruth Rotstein sieht auf die Uhr. Es ist zehn Minuten vor 12, vor zwanzig Minuten sollte es losgehen, aber vom Stein keine Spur. Die Luft ist immer noch eisig und der Himmel grau. Sie reiben die Handflächen aneinander, treten von einem Fuß auf den anderen, reden über das Wetter – hätten sie nicht gedacht, dass es schon so kalt ist in Berlin – über das Essen in den Restaurants, in denen sie waren – hatten sie sich besser vorgestellt – aber wenigstens die Berliner Friseure werden ihrem Ruf gerecht. Zwei Frauen haben sich in Kreuzberg die Haare kurz schneiden lassen, nun bewundern alle ihre Frisuren. Es sind scheinbar belanglose Gespräche, aber darunter ist eine Anspannung zu spüren, die sich in kleinen Gesten äußert. Einer hektischen Bewegung, wenn ein Radfahrer „Vorsicht“ ruft, ein nervöser Blick auf die Uhr. Hin und wieder laufen Leute vorbei, Frauen mit Rollatoren, Männer mit Einkaufsbeuteln, Mütter mit Kinderwagen.

Kurz nach 12 Uhr rollt der blaue Laster in die Motzstraße und parkt in der zweiten Reihe. Stein Nummer sieben ist dran, Else Hecht, mit Angehörigen. Zehn Minuten sind vorgesehen.

Die Gruppe vor der Nummer 38 ist inzwischen noch größer geworden. Auf dem Rasen steht ein dunkelhäutiger Mann in Trainingshosen und Kutte, ein Anwohner aus der Nummer 82. Er steht schon eine Weile da, mit viel Abstand, als habe er Angst zu stören.

Die Lehrlinge springen auf die Straße, laden das Werkzeug aus: Eimer, Meißel, Kelle, Spitzhacke, Hammer. Ruth Rotstein und ihre Familie sind, etwas überrumpelt von den vielen Menschen und den plötzlichen Aktivitäten, still geworden. Andreas Wunsch läuft zurück zum Auto und kommt mit dem Stein zurück. Er ist wunderschön, ganz schlicht, und er glänzt wie Gold. Die Angehörigen fotografieren ihn von allen Seiten, mit Fotoapparaten und Handys.

Der Bürgersteig in der Motzstraße und der Zugang zur Nummer 82 sind mit

Platten ausgelegt, dazwischen gibt es einen Streifen mit kleinen rauen Steinen, Bernburger Pflaster. Da setzt Andreas Wunsch den Stolperstein ab, genau in der Mitte. Er sieht zu seinem Ausbilder. Dirk Saager nickt. Es kann losgehen. Andreas Wunsch zieht mit Kreide Linien um den Stein, Akin lockert mit der Spitzhacke den Boden, hebt Steine heraus, buddelt ein Loch. Ruth Rotsteins Familie steht im Kreis und sieht von oben hinunter auf die beiden Männer. Niemand spricht. Es geht alles ganz schnell. Erde entfernen, Stein einsetzen, Erde auffüllen, Pflastersteine zurücksetzen, Stolperstein festklopfen, Erde wegwischen, Stein abwaschen, Hände abklopfen. Fertig.

Dirk Saager nickt den Angehörigen zu. Die Lehrlinge tragen das Werkzeug zurück in den Wagen. Bevor Andreas Wunsch einsteigt, dreht er sich noch mal um und sagt: „Schönen Tach noch.“

Die Männer sind weg, sie haben ihre Arbeit getan, wie man ein Rohr flickt oder eine Telefonleitung verlegt. Und doch hat dieser Moment auch etwas Besonderes, beinahe Feierliches. Vielleicht liegt es an der Sonne, die gerade jetzt das erste Mal durch die Wolkendecke bricht. Vielleicht an dem Hausbewohner, der nun doch näher gekommen ist und in gebrochenem Deutsch erzählt, dass er aus Sri Lanka kommt und Flüchtling sei. Ein Mann hetzt die Straße herunter und ruft: „Religionsfreiheit für alle“. Eine junge türkische Frau mit Kinderwagen kommt vom Einkaufen zurück, auf dem Weg ins Haus sieht sie den Stein und bleibt stehen. Ruth Rotstein fragt, ob sie hier wohne. Die Türkin nickt. Ihre Großmutter habe auch hier gewohnt, sagt Ruth Rotstein.

Es ist immer noch die gleiche Stadt.

Ruth Rotstein stellt sich hinter den Stolperstein und holt einen Zettel aus ihrer Tasche, zu Hause in Israel hat sie eine Rede vorbereitet. „Ich möchte allen danken, die heute hier mit mir an dieser bedeutsamen Zeremonie teilgenommen haben“, liest sie vor. Besonders wolle sie sich bei ihrer Schwester Inge bedanken. „Ich weiß, dass es keine einfache Entscheidung für sie war.“ Ruth Rotstein erzählt von ihrer Mutter, die nie von Else geredet und auch nie erklärt habe, warum sie und ihre Schwester geflüchtet seien, aber Else und Karl nicht. „Meine Mutter hat das alles in ihrem Herzen behalten und es hat ihr sicher viel Schmerz bereitet.“ Ruth Rotstein sagt, diese

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zeremonie sei ihre Art, um Vergebung zu bitten, nie Fragen gestellt zu haben. Sie kann das kaum sagen, ihre Stimme bricht. Ihre Schwester kommt zu Hilfe, erzählt von dem schönen Haus in Plauen und von dem Abschied von ihrer Oma. Danach stimmt Ruth Rotsteins Enkelin ein hebräisches Lied an. Man versteht nicht, wovon es handelt, aber es klingt so, als rufe sie all die Klagen hinaus, die Else Hecht ihrer Familie nicht schreiben durfte. Es zerreißt einem das Herz.

Der Lehrling Andreas Wunsch ist jetzt in der Schaperstrae, es ist die vorletzte Station vor seinem Feierabend. Er verlegt drei Steine für Max und Kthe Herrmann sowie ihre zwölfjährige Tochter Ilse-Ruth.

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Die Geschichte von Leonie und ihren Großeltern

Nach dem Familiendrama von Gatow mit vier Toten hat das Jugendamt entschieden, wo das überlebende Baby bleiben wird.

Ulla Reinhard, Berliner Morgenpost, 10.09.2012

Das Unglück kündigte sich am Morgen des 22. August über das Radio an, aber Andreas S. ahnte nicht, dass es ihn betraf. Um 4.30 Uhr saß der 58 Jahre alte Elektriker am Küchentisch in seinem Haus in einer bayerischen Kleinstadt, vor ihm ein paar Kekse und ein Becher Kaffee. In Berlin habe ein 69 Jahre alter Mann seine drei und sechs Jahre alten Söhne, seine 28-jährige Frau und dann sich umgebracht, sagte der Nachrichtensprecher. Einen kurzen Moment stutzte Andreas S.. Seine Tochter lebte mit ihrem Mann und ihren Kindern in Berlin, und sie waren genauso alt. Dann verwarf er die Zweifel, zog die Haustür hinter sich zu und fuhr zur Arbeit.

Seine Frau Simone (56) schlief zu dieser Zeit noch. Gegen sechs Uhr wachte sie auf, ging ins Badezimmer und zog sich an. Kurz bevor sie mit dem Hund rausgehen wollte, klingelte es. Vor der Tür standen ein Polizist und eine Pfarrerin, und auf der Straße parkte ein Rettungswagen. „Es ist etwas Schreckliches passiert“, sagte der Polizist. Ob ihrem Sohn, der in derselben Stadt lebt, etwas zugestoßen sei, fragte Simone S.. „Nein, aber Kathrin.“ Ihrer Tochter in Berlin.

Was in den nächsten Stunden passierte, erinnert das Ehepaar S. nur verschwommen. Der Polizist rief Andreas S. an und bat ihn, nach Hause zu kommen. Irgendwann ging die Pfarrerin mit Simone S. und dem Hund spazieren. Irgendwann kamen auch die beiden erwachsenen Söhne vorbei und nahmen ihre Eltern in den Arm. Und nach und nach vervollständigten sich die Daten und Fakten zu dieser Geschichte, in der es vier Tote und ein überlebendes Baby gibt.

Die Polizei hatte die im Berliner Stadtteil Gatow an einem See gelegene Wohnung von Kristian B. und Kathrin S. am Vorabend aufgebrochen, nachdem sich Anwohner Sorgen gemacht hatten, weil sie ihre Nachbarn mehrere Tage weder gesehen noch gehört hatten. Kathrin und ihre Söhne Julian und Fabian lagen tot in ihren Betten. Kristian B. hatte sie erstickt. Die knapp ein Jahr alte Tochter Leonie hatte er in einer Babyklappe abgegeben und sich dann selbst gerichtet. Die Polizei fand ihn im Wohnzimmer mit einer Plastiktüte über dem Kopf. Neben ihm lag ein Abschiedsbrief, in dem Kristian B. von finanziellen Problemen sprach.

Drei Wochen ist das jetzt her, und Simone und Andreas S. wirken wie erschöpfte Marathonläufer, die immer weiter müssen, wenn sie von der Zeit seit jenem Augusttag sprechen. Das Treffen mit ihnen findet in einem Zeugenzimmer der Polizei statt - einem neutralen Ort, wie Claudia Bechem vom Weißen Ring sagt, die Simone und Andreas S. betreut. Die Eheleute sitzen an einem runden Tisch und strahlen eine wortkarge Einheit aus. Andreas S. ist ein großer Mann mit Schnauzbart, seine Frau einige Köpfe kleiner als er. Sie sieht blass aus, die Augen hinter ihrer Brille sind rastlos.

Für Trauer haben sie kaum Zeit gehabt, sagen Simone und Andreas S.. In den vergangenen Wochen sind sie von einem Termin zum anderen gerannt, sie mussten sich um vieles kümmern, an erster Stelle um ihre Enkeltochter Leonie. Die Sorge um das Schicksal des kleinen Mädchens hat ihnen Kraft geraubt und gleichzeitig gegeben. Leonie ist wie eine rettende Last. Simone S. sagt: „Wenn ich sie sehe, weiß ich, warum ich weiterlebe.“

Am selben Tag, an dem der Polizist vor ihrer Tür gestanden hatte, fuhren die Eheleute nach Berlin. Sie sollen schnellstmöglich kommen, hieß es von der dortigen Polizei. Noch bevor die Großeltern ihr Enkelkind gesehen hatten, fand eine mehrstündige Krisensitzung beim Jugendamt statt. Es gehe Leonie gut, sagten die Mitarbeiter vom Jugendamt. Sie sei in einem Kinderheim untergekommen. Jetzt müsse geklärt werden, wo sie dauerhaft leben könne.

Andreas und Simone S. sagten, sie würden Leonie zu sich nehmen. Aber das Baby einfach abholen und alles hinter sich lassen, ging nicht. Das Jugendamt musste erst prüfen, ob sie als Pflegeeltern geeignet waren. Am Abend schliefen Simone und

Andreas S. bei Verwandten. Es war die erste Nacht in ihrem neuen Leben, in dem die Zukunft gegen die zerstörte Vergangenheit anzukämpfen hatte.

Leonie saß bei einer Pflegerin und spielte, als ihre Großeltern sie am nächsten Tag besuchten. „Sie wollte bei meiner Frau auf den Arm“, sagt Andreas S.. Fast jeden Nachmittag waren er und Simone seitdem im Kinderheim. Sie brachten ihrem Enkelkind Stofftiere aus der Wohnung in Gatow, ohne die Wohnung zu betreten. Das erledigten die Mitarbeiter vom Jugendamt und Claudia Bechem vom Weißen Ring für sie. Auch den ersten Geburtstag von Leonie verbrachten die Großeltern gemeinsam mit dem Mädchen im Kinderheim.

Nebenbei haben Simone und Andreas S. irgendwie den Verlust ihrer Tochter und Enkelsöhne ausgehalten. Sie organisierten eine Trauerfeier und kümmerten sich darum, dass die Urnen von Kathrin, Julian und Fabian nach Bayern überführt werden. Sie beantworteten die Fragen des Jugendamts und legten in mehreren langen Gesprächen ihre wirtschaftlichen Verhältnisse, ihre Gesundheit und ihre Familiengeschichte offen. Sie mussten erklären, wie sie Leonie erziehen wollen und was sie ihr sagen, wenn sie eines Tages nach der Wahrheit fragt.

Simone und Andreas S. wollen ihrer Enkeltochter alles erzählen, aber es gibt Fragen, auf die sie selbst keine Antwort haben. Wenn Leonie irgendwann wissen möchte, wie ihr Vater war, werden sie wohl sagen, dass er ein Familienmensch war, weil das ein Teil der Wahrheit ist. Wenn Leonie dann weiterfragt wird, müssen sie vielleicht verstummen und sich eingestehen, dass sie Kristian B. nicht wirklich gekannt haben.

„Er war krank“, sagt Andreas S., weil er vermutlich findet, dass jemand, der so etwas tut, krank sein muss. Niemand wird feststellen, ob das tatsächlich der Fall war. Kein Richter und kein Psychiater werden über Kristian B. urteilen. Die Frage nach seiner Schuldfähigkeit hat der Familienvater B. mit in sein Grab genommen.

Simone und Andreas S. werden Leonie aber auch von schönen Erinnerungen erzählen können. Denn bis auf das Ende schien in der Familie von Kathrin alles gut zu sein, auch wenn gerade das wegen des Endes unmöglich erscheint.

Als Kathrin S. ihren zukünftigen Mann kennenlernte, war sie 18 und er 59 Jahre alt. Kathrin machte eine Ausbildung zur Hauswirtschafterin und jobbte nebenbei als Büro-

und Haushaltshilfe bei Kristian B., der mit seiner damaligen Frau und drei gemeinsamen Kindern in derselben Stadt in Nordbayern lebte. Kathrin half in der Immobilienfirma aus, die Kristian B. und seine Frau führten, sie bügelte ihre Kleidung und fuhr mit ihnen in den Urlaub, um auf die Kinder aufzupassen, wenn Kristian und seine Frau etwas Zeit für sich haben wollten. Irgendwann kamen sich Kristian und Kathrin näher. Er verließ seine Familie, Kathrin ihren Freund. Am Telefon erzählte sie ihrer Mutter, dass sie heiraten wollten.

Simone S. sagt, sie hätte sich einen jüngeren Mann für ihre Tochter gewünscht, aber sie und ihr Mann akzeptieren die Dinge so, wie sie sind. Sie hat ihre Tochter mal gefragt, was ihr an Kristian gefalle. Da hat Kathrin geantwortet: „Ich liebe ihn.“

Von Bayern zogen Kathrin und Kristian nach Stuttgart, später dann nach Berlin. In dem Haus in Gatow, wo sie in einer 120 Quadratmeter großen Wohnung lebten, richtete sich Kristian B. ein Büro ein und arbeitete auch im Rentenalter weiter als selbstständiger Immobilienmakler. Jede Woche schenkte er Kathrin einen Strauß Rosen. Er sei froh, eine so hübsche, junge Frau zu haben, sagte er zu seinen Schwiegereltern. Kristian B. ging regelmäßig ins Fitnessstudio. Bei den Geburten von Julian, Fabian und Leonie war er dabei.

Die Geldsorgen ihres Schwiegersohns haben Simone und Andreas S. mehr erahnt als gekannt. In den ersten Jahren nach der Scheidung habe Kristian B. noch gut verdient. Irgendwann sei das Geschäft dann wohl eingeknickt. Andreas S. erinnert sich an ein Gespräch mit seinem Schwiegersohn, in dem der davon erzählte, dass ihm infolge der Finanzkrise die Kunden verloren gingen. Ansonsten habe Kristian nie viel über sich geredet.

Simone und Andreas S. versuchten, ihrer Tochter und Kristian zu helfen. Sie kauften Kleidung und andere Dinge für die Kinder, die nötig waren. Kathrin sei nur zögerlich damit rausgerückt, wenn sie etwas brauchte. Sie melde sich nicht wegen des Geldes, habe sie gesagt, wenn sie ihre Eltern anrief. „Kristian hat sich bedankt, wenn wir was gegeben haben“, sagt Simone S. „Ihm war das peinlich.“

Trotz der finanziellen Probleme machte die Familie ihrer Tochter einen funktionierenden Eindruck auf Simone und Andreas S.. Sechs Mal besuchte Simone S.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kathrin in diesem Jahr in Berlin, zuletzt eine Woche vor der Tat. Kristian B. hatte für Julian eine Einschulungsparty organisiert. Simone S. schenkte ihrem Enkelsohn eine Schultüte und pustete mit ihm die Luftballons auf. Ein paar Tage später rief sie ihre Tochter aus Bayern an, um zu hören, wie die erste Schulwoche von Julian verlaufen war. „Da war gerade Abendbrotzeit“, sagt Simone S., „da durften wir sie nicht stören.“

Am darauffolgenden Wochenende tötete Kristian B. Kathrin und seine Söhne. Er ging dabei vor, als hätte er die Tat lange geplant. Er vernichtete ihre Geburtsurkunden, Versicherungsunterlagen und schrieb mehrere Abschiedsbriefe, von denen er einen in die Wohnung legte und die anderen an die Kita von Fabian, die Schule von Julian und an die Bild-Zeitung schickte. Darin heißt es: „Ich tat dies alles in voller Verantwortung bei vollem klaren Bewusstsein aus fürsorglicher Liebe.“ Leonie habe er im Gegensatz zu ihren Brüdern verschont, weil sie noch sehr jung sei und sich „an neue Gegebenheiten sicherlich recht schnell gewöhnen“ könne. „Sie soll eine Chance haben, unter liebevollen Ersatzeltern vielleicht doch eine unbelastete Zukunft haben zu können.“

Simone und Andreas S. haben diese Worte weh getan. Andererseits ändern die Erklärungen ihres Schwiegersohns nichts, sie verschlimmern also auch nichts. Einen Grund für die Tat kann es nicht geben, und deshalb ist der Grund egal. Simone und Andreas S. wissen nicht, wie hoch die Schulden von Kristian B. waren, und es beschäftigt sie auch nicht. „Das Thema ist uninteressant“, sagt Andreas S. immer wieder. Das Jugendamt habe Leonies Erbe bereits ausgeschlagen.

Nebenbei erwähnt Simone S., dass auch sie einen Abschiedsbrief von Kristian B. bekommen hat. Er schreibt darin das Gleiche, was er an die anderen geschrieben hat. Im P.S. wendet er sich dann direkt an seine Schwiegermutter und teilt ihr mit, dass sie ihn bei sich in Bayern begraben könne, wenn sie das wolle. Simone S. erzählt das ganz ruhig. Es ist nur eine weitere Nebensache in dieser Geschichte, in der es vier Tote und eine Überlebende gibt.

Am vergangenen Donnerstag hat das Jugendamt entschieden, dass Leonie bei ihren Großeltern leben darf. Simone S. wird ihren Beruf als Altenpflegerin vermutlich für einige Zeit aufgeben. In den nächsten Tagen werden sie, Andreas und Leonie S. Berlin

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

hinter sich lassen und nach Bayern fahren. Ihr Haus dort hat einen Garten, und Leonie hat die Wahl zwischen vier Kinderzimmern. Für den Anfang haben die Großeltern das kleinste Zimmer ausgewählt. „Wir wollen klein anfangen“, sagt Andreas S..